



Mein Oberschlesien

Skizzen und Geschichten

von

Daleska Gräfin Bethusy-Huc

1912

Verlag von Gebrüder Böhm in Kattowitz O.S.



EX*LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ
I MIEJSKIEJ
BIBLIOTEKI
PUBLICZNEJ
IM. EMANUELA SMOŁKI
W OPOLU



Charlotte Augusta Hughes, Jr.

Mein Oberschlesien.

Skizzen und Geschichten

von

Daleska Gräfin Bethusy-Huc.

Mit 32 Bildern.



Kattowitz O.-S.

Verlag von Gebrüder Böhm.

1912.

903/438)



2288 S

~~17056~~

ZBIORY ŚLĄSKIE

Akc V ²⁴⁵ 1 / 68 / C

Dem verdienstvollen Förderer
Oberschlesischer Industrie
Herrn Geheimen Bergrat Uthemann
zugeeignet
von der Verfasserin.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der oberschlesische Industriebezirk	1
Dorkas Paradies	21
St. Annaberg	41
Das Gelübde	53
Die Städte des oberschlesischen Industriebezirks	77
Der Schneesturm	103
Der Coseler Oderhafen	133
Barbara	141
Wohnungsverhältnisse und Wohlfahrtseinrichtungen im ober- schlesischen Industriebezirk	163
In Sommerglut	187

Der oberschlesische Industriebezirk.

— 295 —

Der oberschlesische Industriebezirk.

Im Jahre 1790 schrieb Goethe in das Fremdenbuch der Friedrichshütte den bekannten Vers:

*An die Hrn. Hofschaft
zu Tarnowitz*

*Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Geduld helfen, es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt*

d. 4 Sept. 1790.

Goethe

Wie groß die Schätze aber waren, die hier der Schatzgräber warteten, wußte niemand in damaliger Zeit. Hatte doch die Immediatkommission, die Friedrich der Große 1768 „zur Erforschung Oberschlesiens“ ausandte, nur von drei Kohlengruben bei Beuthen und Ruda und von Steinkohlen und Galmei, die „Giesches Erben“ bei Deutsch-Piefar gewannen, berichtet. Und die Kohlen hatten bei den damaligen

grundlosen Wegen nur in nächster Nähe ein Absatzgebiet und wurden nur zu Fabrikationszwecken verwandt. Der Waldreichtum des Landes war ja so groß, daß für alles andere Holz genommen wurde. Da berief der König 1779 den Freiherrn v. Reden zum Direktor des Breslauer Oberbergamtes, und mit ihm kam frisches



Freiherr Fr. W. von Reden.

Leben in die unwegsamen oberschlesischen Wälder. Durch den Kłodnitzkanal wurde ein Wasserweg geschaffen, der den Bergwerksbezirk mit der schiffbaren Oder verband; die Friedrichsgrube wurde eröffnet, in der man in geringer Tiefe auf reiche Erzlager stieß, überall regte sich der Unternehmungsgeist. Um mit den unterirdischen Gewässern, die in die Gruben eindringen, fertig zu werden, ließ Freiherr von Reden

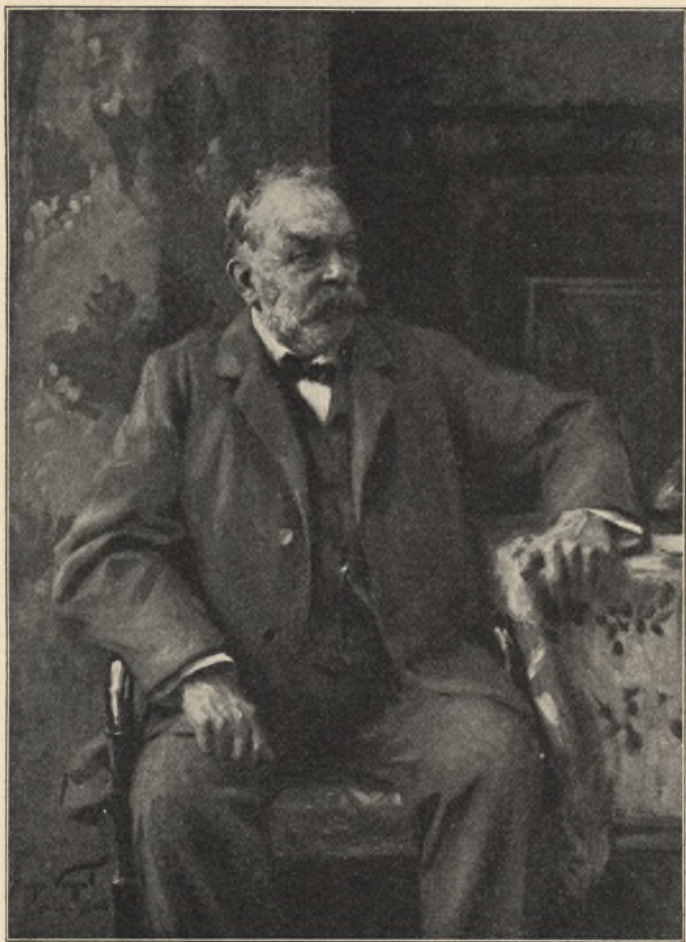
aus Südwales die erste Dampfmaschine kommen. Der Erfolg, den er damit erzielte, bewog ihn, zunächst mehr Maschinen aus England zu verschreiben und dann nach den erhaltenen Mustern in Malapane selbst welche zu bauen. Die ersten Wasserhebemaschinen waren in Tarnowitz aufgestellt worden, Fremdenzüge wallfahrteten dahin, um die Wundertiere zu besehen, und so war auch Goethe mit seinem Herzog gekommen.

Unter den neuen Unternehmern, die die verborgenen Schätze Oberschlesiens lockten, sei hier der Engländer Baildon genannt, der den Bau der Kgl. Hütte in Gleiwitz ausführte. Er setzte den ersten Kokshochofen des Festlandes in Betrieb. 1802 glühte der erste Hochofen in Königshütte, nachdem bei Zabrze in den später „König“ und „Königin Luise“ genannten Gruben baufähige, zur Verkokung geeignete Kohlen gefunden worden waren. Bei Königshütte war die Konstellation eine besonders günstige, da Kohlen, Brauneisenerze und die für den Hochofenbetrieb erforderlichen Kalksteine und Dolomite der Muschelkalkformation dicht nebeneinander lagen.

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts begann auch die Zinkindustrie sich zu regen. Nachdem Joh. Christ. Ruberg schon 1798 den ersten Zinkofen in Wessolla in Betrieb gesetzt hatte, gründete der Metallurg Karsten 1809 die erste oberschlesische Zinkhütte Lydognia. In dieser Zeit wurden große Vermögen von intelligenten sogenannten „kleinen Leuten“ erworben. Ein

solcher „kleiner Mann“, der vermögenslos einwanderte und sich durch Fleiß und Intelligenz derartig heraufarbeitete, daß er zwanzig Jahre später der „Zinkkönig“ genannt wurde, war Karl Godulla. Durch sein Interesse an der Zinkindustrie wurde er auch zum Erwerb von Kohlengruben veranlaßt. Zugleich kaufte er den Grund und Boden, unter dem sich die Kohlen befanden, so daß sein Bergbau sich größtentheils unter seinem eigenen Grundbesitz entwickeln konnte. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Adoptivtochter ein großes Vermögen, und diese — ein Kind aus dem Volke — heiratete den Träger eines der ältesten Namen des schlesischen Adels — ein Stück buntester Romantik mitten im Qualm und Rauch des Industriebezirks.

Durch den Galmei, das Rohmaterial für die Zinkgewinnung, war schon viel früher ein anderer Mann zu großem Reichtum gelangt. Der Breslauer Kaufherr Georg Giesche hatte sich um 1703 durch ein von Kaiser Leopold errungenes und später durch Friedrich den Großen bestätigtes Privileg das alleinige Recht auf Graben und Verkauf von Galmei für sich und seine Erben gesichert. Georg Giesche, dessen Name heute eine der größten und erfolgreichsten Gesellschaften Oberschlesiens trägt, hinterließ drei Töchter, in deren Familien die Anteile der Gesellschaft forterbten, immer nur die direkte Deszendenz des Stifters berücksichtigend und angeheiratete Familienmitglieder überspringend. Ohne



Premahadi.

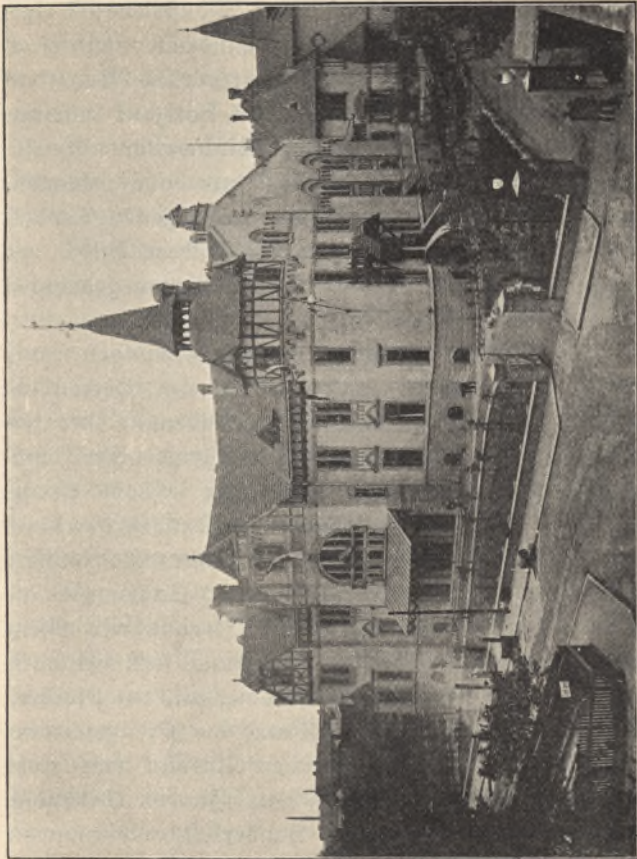
Statuten, nur durch Familientradition bestand diese Gesellschaft fast anderthalb Jahrhunderte bis zum Jahre 1845. Dann mußten freilich die Statuten kommen, schädeten ihr aber nichts.

In den siebziger Jahren nahm sie einen neuen Aufschwung unter dem Geheimen Bergrat Bernhardi, der ein Menschenalter hindurch der Führer der gesamten oberschlesischen Montanindustrie war. Bernhardi war ein Mann von außerordentlich scharfem Verstande, großer Energie, unwandelbarem Rechtsgefühl. Unter ihm verdoppelte sich der Besitz der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben. Sie besitzt heute so bedeutende Kohlengruben, daß sie in der Kohlenproduktion direkt hinter dem Bergfiskus steht, und ihre Zinkerzbergwerke sind die bedeutendsten des Kontinents. Sie betreibt Zinkhütten, Schwefelsäurefabriken, eine Dünger- und Alaunfabrik, hat eine Blei- und Silberhütte, Steinbrüche, Schamottefabrik, Ziegeleien, eigene Wohnhäuser für mehr als 5000 Familien und 5280 ha Güter und Forsten. Sie beschäftigt über 20 000 Arbeiter, zahlt an Löhnen jährlich 21 Millionen Mark und hat ein Kapital von 7 Millionen Mark als Pensions- und Unterstützungsfonds festgelegt. Die neueste Schöpfung ihres jetzigen Generaldirektors, des Geheimrats Uthemann, ist die vor vier Jahren begonnene und jetzt vollendete Kolonie Gieschewald, über welche weiteres in dem Abschnitt „Wohnungsverhältnisse und Arbeiterfürsorge im oberschlesischen Industriebezirk“ nachgelesen werden

kann. Langjähriger Vorsitzender des Repräsentantenkollegiums von „Giesches Erben“ ist der Graf Konstantin von der Recke-Volmerstein in Breslau-Kleinburg, der sich viele Verdienste um die Gesellschaft erworben hat.

Aber auch an anderen Stätten macht das Streben, dem Schönen Eingang in den Industriebezirk zu schaffen, sich bemerkbar. Besuchen wir beispielsweise die Donnersmardhütte in Zabrze. Das prächtige Direktionsgebäude ist von Gartenanlagen umgeben. Ein breiter Parkweg führt an den schmucken Gebäuden entlang, in denen sich das Beamten- und Arbeiterkasino, das Badehaus mit großem Schwimmbassin, die Turnhalle, Volksbibliothek und die verschiedenen Schulen für Gartenbau, Handfertigkeit, Mädchenfortbildung, Haushaltung usw. befinden. Weiterhin öffnet sich ein großer, schön gehaltener Volkspark. Unmittelbar dahinter ragen die gewaltigen Konstruktionen des Hüttenwerks auf.

Die Arbeiterwohnungen sind in freundlichen, rotweiß ausgeführten Rohbauten untergebracht. Zur Donnersmardhütte gehören Steinkohlenbergwerke, eine Koksanstalt, eine Hochofenanlage, eine Eisengießerei für Maschinen und sonstige Gußwaren, eine Röhrengießerei, Maschinenbauanstalt und Feldziegelei sowie Steinbrüche und Eisenerzgruben. Das Werk beschäftigt 310 Beamte und 9500 Arbeiter und zahlt jährlich an Arbeitslöhnen 10 Millionen Mark. Für Wohlfahrtszwecke werden jährlich 5 v. H. von dem Jahresgewinn verwandt, der nach Ausschüttung der



Das Kasino der Donnersmarkthütte in Zabrze.

Dividende von 4 v. H. des Aktienkapitals an die Aktionäre verbleibt. Ähnliches ließe sich auch von anderen Werken berichten.

Für den, der nie einen Industriebezirk sah, macht es wohl einen eigenen Eindruck, meilenweit durch endlose Reihen von Arbeiter- und Beamtenhäusern hinzufahren, ringsum am Horizont mächtige Schloten, von noch mächtigeren Rauchwolken umwallt, aufragen zu sehen, dazwischen turmhohe Schlackenhaufen und Strecken zu Bruche gegangenen Landes. Aber es bieten sich doch auch noch andere Bilder, wo grüne Wiesen und bebaute Felder mit ausgedehnten Walddistrikten abwechseln.

Die großen Gruben waren gezwungen, auch größeren Landbesitz zu erwerben, um Herren im eigenen Reich zu bleiben. Nun treiben sie intensive Landwirtschaft auf ihren Besitzungen. Die landwirtschaftlichen Produkte haben hier so hohe Preise, daß die Besitzer bestehen können, trotzdem sie den landwirtschaftlichen Arbeitern dieselben Löhne zahlen müssen, welche die Industriearbeiter erhalten. So hat z. B. die Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb 1471 ha in land- und forstwirtschaftlichem Betrieb mit 363 Stück Rindvieh und 248 Pferden. Unter ihrer Verwaltung steht auch die Preußengrube, auf die man einen malerischen Ausblick von einer Waldhöhe hinter Mieschowitz hat. In den Gebäuden dieser Grube herrscht eine Sauberkeit, wie man sie eher in einem Milchfeller als am Eingang einer Kohlengrube erwarten würde. Weiße Kacheln bedecken die Fußböden und bis zur halben Höhe auch die Wände der Maschinenhäuser. Geschlossene Lauf-

stege führen über Tage bis zum Eingang des Schachtes, so daß die Belegschaft den Grubenhof nicht betritt, der in sonntäglicher Ruhe und Sauberkeit daliegt, während darunter die rastlose Arbeit ihren Weg geht. Die Kattowitzer Aktiengesellschaft beschäftigt 12 054 Arbeiter, für deren Versicherungen jährlich im Durchschnitt 87,15 Mark pro Kopf bezahlt werden.

Die Produktionskosten der Kohle sind, was hier eingeschaltet sein mag, in den letzten 20 Jahren so gestiegen, daß z. B. an Lohn für eine Tonne geförderter Kohlen gegenwärtig das Doppelte des 1890 üblichen gezahlt wird. Die gesamten Selbstkosten auf die Tonne Kohlen sind noch weit mehr gestiegen. Die Verteuerung der Kohle ist somit nicht nur dem Zwischenhandel zur Last zu legen, sondern sie ergibt sich naturgemäß aus den gesteigerten Löhnen und Produktionskosten und sozialen Belastungen.

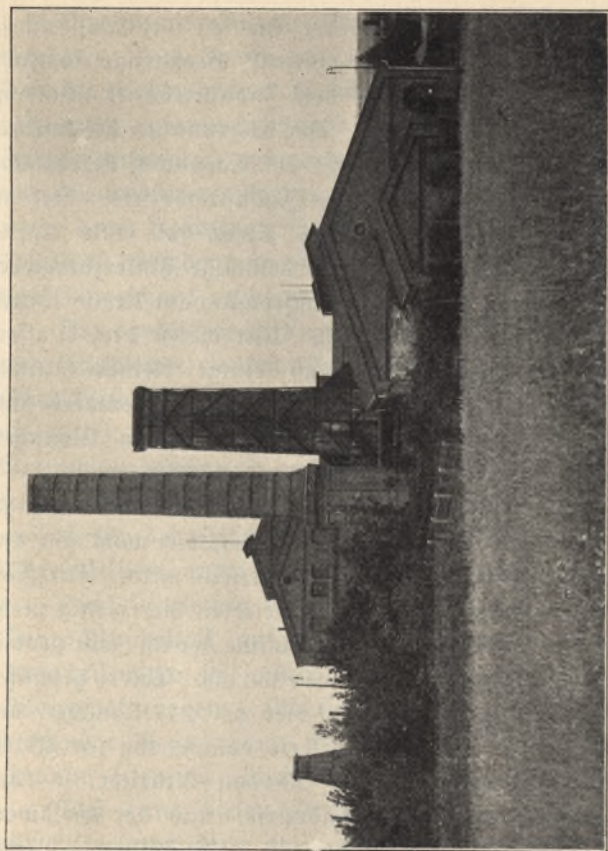
Von der Preußengrube aus sieht man noch auf grüne Wälder und Felder. Das ändert sich freilich in der Nähe von Zinkhütten, und Oberschlesiens größter Zinkhüttenort Lipine, ein Ort von beiläufig 17 250 Einwohnern, trägt so recht das Gepräge reizlosester Nüchternheit. Da, wo der schwefelhaltige Rauch der Zinkhütten den Nadelwald trifft, fränkeln die Bäume und gehen auch ganz ein. Bei den vorhandenen größeren Komplexen soll diese Schädigung aber doch nur die vordersten Baumreihen treffen, und die Versuche, den Rauch durch Verbrennen unschädlich zu machen, werden trotz geringer Erfolge und großer

Kosten rastlos weiter unternommen. Hier ist der Zukunft wohl noch eine große Aufgabe vorbehalten. Besser gelingt es, dem früher so häufigen Zubruchgehen des Bodens über abgebauten Flözen zuvorzukommen, indem man die Hohlräume jetzt mit Sand



Brandfeld der Fannygrube 1854.

ausfüllt. Dadurch wird zugleich einer der größten Gefahren des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues so weit als möglich vorgebeugt, der Entstehung von Grubenbränden. Denn diese Brände entwickeln sich besonders leicht in ausgekohlten leeren Räumen, dem sogenannten alten Mann. Ein solcher Brand, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Abbauen der Fannygrube bei Hohenlohehütte



Die Roßaliegube von einer nördlich gelegenen Halde aus gesehen.

entstanden war, hat bis in die letzten Jahre hinein fortgedauert und auf der Oberfläche wahrgenommen werden können. Ebenso ist es gelungen, eine andere große Kalamität zu beseitigen: den Wassermangel, der

durch das Verschwinden der Quellen und Wasserläufe bei intensivem Bergbau eintrat. Großartige staatliche Anlagen versorgen jetzt den Industriebezirk mit dem so notwendigen Wasser. Der Tiefbrunnen bei Karchowitz und der Adolffschacht bei Tarnowitz liefern das Wasser für den Westen des Industriebezirks. Der im Osten gelegene Kattowitzer Kreis hat seine eigene Wasserleitung, für die das ehemalige Zinkerzbergwerk Rosaliegrube bei Groß-Dombrowka vom Kreise Kattowitz erworben worden ist. Mit diesen drei Wassersystemen, denen sich noch einige kleinere Unternehmungen einzelner Gruben und Hüttenwerke anschließen, ist das Problem, $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen mit Trinkwasser zu versorgen, glücklich gelöst.

Aus kleinen Anfängen hat Oberschlesien sich zu einer Bedeutung hinaufgearbeitet, die wohl am anschaulichsten durch Zahlen dargestellt wird. Zur Zeit des Goetheschen Besuches arbeiteten hier wenig mehr als 1000 Arbeiter, und die Summe der im Jahr produzierten Werte wurde auf 330 000 Taler geschätzt. 77 Jahre später wurden hier 58 123 Menschen beschäftigt und erzeugten Werte von 93 759 488 Mark, und 1910 gab es rund 200 000 Arbeiter in der ober-schlesischen Montanindustrie, und der Geldwert der Produktion betrug über eine halbe Milliarde Mark.

Die Menge der verkauften Kohlen allein ist heute 100 mal so groß, als sie 1860 war. Ein Gebiet, das solche Werte produziert, ist doch wohl wert, daß man es etwas genauer betrachtet.

Die durchschnittliche Mächtigkeit der Kohlenflöze beträgt 4—6 m, ja oft auch 9—12 m. Der wichtigste Teil des Kohlenbeckens ist der sich aus einzelnen Erhebungen zusammensetzende Sattel, der sich, von Zabrze anfangend, ostwärts über den Königshütter und Laurahütter Flözberg hinzieht und sich dann über dem Rosdziner Sattel nach Polen fortsetzt. Damit ist aber der unterirdische Reichtum des Bodens noch lange nicht erschöpft.

Die oxydischen und geschwefelten Erze (Galmei und Zinkblende) in der Muschelkalkformation machen Oberschlesien zum Hauptproduktionsland für Zink. 40 v. H. der gesamten Zinkproduktion der Erde kommen ungefähr von dort. Ebenfalls im Muschelkalk treten, oft mit Zinkerzen zusammen, reiche Bleiglänze auf, die sich der Fiskus, der wesentlichste Bleiproduzent Oberschlesiens, zum größten Teil reserviert hat.

Nicht so günstig sieht es um die Eisenerze aus. Dem Muschelkalk aufgelagert sind meist mulmige Brauneisenerze, die allerhöchstens einmal 40 v. H. Eisengehalt haben. Oberschlesien bedarf daher bedeutender Erzzufuhren, bezieht Spateisensteine aus Ungarn, spanische, schwedische und südrussische Erze.

Daß unter diesen Verhältnissen die Konjunktur für Eisen ungünstiger ist als für Zink und Kohlen liegt auf der Hand. Trotzdem sind auch hier Erfolge erzielt worden, und dem von Goethe als Schatzgräber gerühmten menschlichen Verstand wird es sicher gelingen, auch den augenblicklichen Tiefstand in der

Eisenkonjunktur zu überwinden. Einer der hervorragendsten Vertreter der oberschlesischen Industrie schrieb mir: „In runden Zahlen sind in der oberschlesischen Montanindustrie investiert zwei Milliarden Mark, während der Wert der erzeugten Produkte jährlich 500 Millionen Mark beträgt. Die zwei Milliarden Mark haben sich für die Industrie selbst in den letztverflossenen Jahren mit 50 bis 60 Millionen Mark, d. h. mit nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ bis 3 % verzinst. Von der Industrie, unter der von ihr geschaffenen Konzentration von Kapital, Intelligenz und Energie leben aber im Industriebezirk selbst 800 000 Menschen und außerhalb desselben noch eine ganze Menge, welche letzterem seine Lebensbedürfnisse zu guten Preisen liefern. Von den 800 000 sind 200 000 Arbeiter der industriellen Werke, welche jährlich 200 Millionen Mark an Löhnen, also das Vierfache des Eigenverdienstes der Industrie beziehen. An sozialen Lasten und Steuern zahlt die oberschlesische Montanindustrie 50 Millionen jährlich, d. h. eben so viel, wie sie selbst verdient. Hieraus geht einerseits hervor, wie schlecht die oberschlesische Montanindustrie bei ihrer ungünstigen geographischen Lage unter der gegenwärtigen deutschen Wirtschafts- und Sozialpolitik arbeitet. Denn wo gibt es wohl in Deutschland einen anderen Gewerbetreibenden, der sein Einkommen mit 50 v. H. versteuern muß? Andererseits geben die Zahlen ein Bild von der befruchtenden Wirkung industrieller Tätigkeit. Mit jährlich nur 50 bis 60 Mil-

lionen Eigenverdienst ernährt die oberschlesische Montanindustrie ihre 800 000 Menschen bei einem jährlichen Eigenverdienst von nur 60 bis 75 Mark pro Kopf nicht nur auskömmlich, sondern sie schafft ihnen eine gute Existenz. Bei welchem anderen Gewerbe in Deutschland findet man derartige Verhältnisse? Ein neuer Beleg für die alte Wahrheit, daß nur die Industrie imstande ist, den Überschuß an Geburten in unserem Vaterlande unterzubringen. Darum bedarf aber die Industrie, vor allen Dingen die oberschlesische Montanindustrie, seitens der regierenden Kreise endlich einiger Schonung, um sie im Interesse der Weiterentwicklung der Großmacht Deutschland zu erhalten.“

Es waren nur ein paar Schattenrisse oder, wenn man lieber will, Lichtbilder, die ich hier zeichnen konnte. Wer mehr davon wissen will, der gehe hin und sehe sich die eigenartige Welt an, die da entstanden ist „an den Grenzen des Reichs“, wenn auch nicht mehr „fern von gebildeten Menschen“. Er wird des Sehenswerten und Interessanten dort genug und übergenug vorfinden.



Dorfas Paradies.



Dorkas Paradies.

Sine Wiese war es eigentlich nicht, auf der Dorka die Gänse hütete, sondern ein Stück wüsten Ackerlandes, auf dem alles durcheinander wuchs, was Lust dazu hatte und was die Gänse wachsen ließen, ohne es abzurupfen. Der Acker grenzte an eine Böschung, die nach der Oder abfiel, und Dorka konnte bei gutem Wetter stundenlang im Grase liegen und zum blauen Himmel hinaufträumen, unter dem die Schwalben hin- und herschossen, daß ihre weißen Brustfedern in der Sonne aufblitzten, oder den Fluß hinauf- und hinabschauen, auf dem schwerfällige Dampfer lange Reihen von Kähnen schleppten, die mit Kohlen beladen waren. Und dabei flog ihr allerlei durch den Kopf, was sie in der Schule oder in der Kirche gehört hatte. Geschichten von Königen und Heiligen, recht fraus und bunt durcheinander. Dazu schien die Sonne, Käfer und Schmetterlinge trieben ihr Wesen um sie her, und ab und an streckte eine der Gänse ihren langen Hals aus, kam dicht an Dorka heran und schnatterte, gerade, als wollte sie ihr etwas sagen.

„Ja“, antwortete Dorfa, „jetzt haben wir Ferien, darum können wir von früh bis Abend hier sein, aber heut habe ich kein Brot mit, da müssen wir zu Mittag nach Hause gehen.“

Die Gans schnatterte und wiegte den Kopf, als sei ihr das nicht recht.

„Du bist dumm“, sagte Dorfa, „du weißt nicht, daß heute Sonntag ist, da geht die Verronna nicht auf Arbeit, sondern kocht etwas Gutes — gewiß Kartoffeln mit Speck und Kaffee — deshalb gehen wir nach Hause.“

Plötzlich kamen alle Gänse herbei und umstanden schreiend und mit den Flügeln schlagend ihre Hirtin.

Diese scheuchte sie mit den Händen.

„Husch, fort, geht an euer Futter, es ist noch lange nicht Mittag!“

„Heda!“ rief ein Mann von dem Fahrwege her, der an dem Acker vorbeiführte, „wer bist du denn, du Kleine?“

Dorfa richtete sich auf. Sie war mehr darauf eingerichtet, ihren Gänsen zu antworten, als einem Fremden Rede zu stehen. Darum schwieg sie.

„Kannst du nicht reden“, schrie der Mann, „ich bin der neue Amtsvorsteher, und ich will wissen, warum der Acker hier nicht bestellt ist. Komm einmal her!“

Zögernd näherte sich Dorfa.

„Darfst du hier die Gänse hüten?“ fragte er.

„Ja!“

„Wer hat es dir erlaubt?“

„Die Verronna!“

„Wer ist das?“

„Meine Schwester.“

„Da bist du wohl eine Tochter vom Bauern Przybilla?“

„Ja, ich bin die Dorfa.“

„Und warum wächst auf diesem schweren Oderfelde bloß Gänsefutter? Warum hat dein Vater hier nicht ackern lassen, wie es sich gehört?“

„Ich weiß nicht!“

„So, du weißt nicht! Na, aber ich, ich weiß! Ein Trunkenbold ist dein Vater und läßt alles vor die Hunde gehen, seine Wirtschaft und seine Kinder!“ Er maß das schwächliche, blonde Kind vor sich mit den Augen.

„Wie alt bist du denn?“

„Dreizehn Jahre.“

„Und sieht aus wie zehne und kommt nächstes Jahr aus der Schule und kann nichts wie Gänse hüten! Ein Skandal!“

Dorfa hatte den Kopf geneigt und die Hände unter ihrer Schürze versteckt. Etwas in ihr empörte sich gegen die Scheltworte, und halb schüchtern, halb eigensinnig sagte sie:

„O, ich bin manchmal die beste in der Schule, und der Herr Rektor hat mich gern!“

„Um so schlimmer“, schrie der Mann, „aber ich werde dieser ganzen Todderwirtschaft ein Ende machen.“

Er ging weiter, mit seinem Stoß nach den Sträuchern am Wege schlagend und halblaut vor sich hin redend.

Dorka sah ihm verwundert nach.

„Wie er sich hat“, murmelte sie, „und was geht ihn das an?“

Sie dachte an die Schule, die jetzt geschlossen war. Freilich, immer war sie nicht die beste dort, denn rechnen konnte sie gar nicht und schreiben schlecht. Aber in der Geschichte und in der Religion da wußte sie mehr als alle anderen, und ein Lesebuch mit schönen Märchen, das sie zu Weihnachten von der Gutsherrschaft bekommen hatte, das nahm sie sogar mit auf das Feld und las fleißig darin. Hier war sie auch niemals müde, wie im Hause oder in der Schule. Es war ihr manchmal als habe sie Flügel, so leicht und frei kam sie sich vor, und sie breitete die Arme aus, wie ihre Gänse die Flügel, und rief:

„Ach, der Herr Amtsvorsteher! Was weiß der, wie schön es hier ist!“ Sie stieß einen lauten Jubelruf aus, und das Waldecko jenseits des Stromes jubelte ihr nach. Die Gänse stimmten auch mit ein, und dann wanderten sie mit gravitatischem Gewackel der Oder zu und ließen sich, eine nach der anderen, in das Wasser gleiten, das still und warm im Sonnenglanz zwischen den Bünen lag. Kein Mensch und kein Schiff war zu erblicken weit und breit. Dorka warf Rock und Hemd, die ihre ganze Kleidung ausmachten, ab, und haschte nach den bunten Libellen im Schilf. Dann tauchte sie

unter und schwamm zur nächsten Bune, auf der die Gänse jetzt in der Sonne saßen. Wie sie das Schwimmen gelernt hatte, wußte sie nicht. Eines Tages hatte sie es gekonnt.

„Jetzt bin ich ein Fisch“, dachte sie dabei, und dann als sie auf der Bune saß: „jetzt bin ich eine weiße Möve!“ Sie ließ sich von der Sonne trocknen und sang dabei mit leiser Stimme.

Dann sprang sie wieder ins Wasser und schlüpfte zwischen dem Schilf umher.

„Jetzt bin ich die Tochter des Königs von Agypten und suche den Mosesknaben“, sagte sie; aber dann spürte sie, daß sie hungrig war; sie vergaß ihr Spiel, zog ihr Röckchen wieder an und trieb ihre Gänse nach Hause. Vor dem Hofstor zögerte sie ein wenig furchtsam und horchte, ob sie die Stimme des Vaters hörte. Wenn er betrunken nach Hause kam, pflegte er alle zu prügeln, die ihm in den Weg liefen. Es war aber still im Hause, nur der Duft gebratenen Speckes drang bis auf die Straße. In der Stube trug die Verronna gerade eine Schüssel mit Speckkartoffeln auf, und der Micho, der im Kretscham mit ihr tanzte und der Staller bei der Gutsherrschaft war, saß am Tisch. Dorfa bekam ihr Schüsselchen und setzte sich mit stiller Andacht hin zum seltenen Genuß eines warmen Mittagessens. Die beiden anderen fuhren in ihrer Unterhaltung fort.

„Ja“, sagte der Micho, „mein Vater mußte auch entmündigt werden, aber es war schon zu spät, denn er hatte schon alles versoffen, da mußte ich in Dienst gehen.“

Aber der Vater war ja dann ganz gut, wie keiner ihm mehr hat dürfen Schnaps geben — ganz still in einer Ecke hat er immer gegessen, und alle Tage stiller und schwächer ist er geworden und hat niemand mehr geprügelt und nichts mehr! Und dann war er tot — da hat er es ja gut gehabt!“

Die Verronna füllte frische Kartoffeln in die Schüssel.

„Ja“, sagte sie, „und der Herr Amtsvorsteher meinte auch, daß er mit dem Ortsarmenverband alles richtig machen würde wegen der Entmündigung, denn sonst müßte der Ortsarmenverband uns noch erhalten.“

Dorfa horchte auf, als vom Amtsvorsteher die Rede war.

„Was will er mit dem Vater machen?“ fragte sie ängstlich.

„Ach, sei du doch still, was verstehst du davon!“ fuhr Verronna sie an.

Der Micho schob jetzt die Schüssel fort, denn er war satt.

„Ich möchte schon ordentlich arbeiten auf eurem Felde“, sagte er, „das gefällt mir besser, wie bei den Pferden von der Herrschaft.“

„Aber der Vater möchte das nicht erlauben“, seufzte Verronna. „Ich weiß bald nicht mehr, wie wir leben sollen. Gestern, wie ich meinen Wochenlohn bekommen habe, habe ich Speck gekauft und Brot und Kaffee und wollte übrig behalten für ein Paar neue Schuhe. Da hat mir der Vater alles weggenommen —

und ich bin doch die einzige, die noch verdient, denn alles Vieh ist weg, und ernten werden wir nichts, weil wir nichts bestellt haben — gerade, daß ich noch die paar Gänse habe — aber wenn der Vater sie sieht, wird er sie auch verkaufen! Und dann weiß ich nicht mehr, was wir im Winter anziehen sollen — die Dorfa läuft so schon beinahe nackt herum.“

Dorka glitt unwillkürlich über ihr dünnes Röschchen mit der Hand, wie prüfend. Draußen auf ihrer Gänsewiese träumte sie, daß es ein prächtiges Gewand wäre von Gold und Purpur. Und wenn sie ein Fisch oder eine Möve war, brauchte sie es gar nicht. Aber freilich, wenn die Schule wieder anging, da würden die andern sie auslachen, denn an der Seite war ein großes Loch, und wenn man es zunähen wollte, riß das Zeug daneben wieder aus.

„Ja, mit den Vätern, das ist immer so“, bemerkte Micho. „Bei uns war ganz dasselbe.“

„Jesus Maria, wirst du es dann auch 'mal so machen?“ fragte Verronna.

Er schüttelte energisch den Kopf. „Meine Mutter hat zuviel geweint“, sagte er, „das vergesse ich nicht.“

Dorka dachte, daß sie lieber hinaus wollte mit ihren Gänsen. Auf ihrem wüsten Acker hörte sie nur die schönen Geschichten, die sie sich selbst erzählte und das Schnattern der Gänse, das ihr ganz verständlich war. Hier im Hause ängstigte und beunruhigte sie alles. Sie stand auf. Da wurde an das Fenster gepocht, ein erhitztes Gesicht drückte sich an die Scheiben.

„Die Rouza aus dem Kretscham — gewiß ist der Vater dort!“ rief Verronna, das Fenster öffnend.

„Komm' nur schnell, Verronna“, rief Rouza ins Zimmer, „dein Vater liegt bei uns unter dem Tisch und schnarcht und hat die Taschen voller Geld, und einen Sack voll Sachen — feine Sachen zum essen, sag' ich dir, und ich fürchte mich, denn sie werden ihm gewiß 'was wegnehmen, darum bin ich schnell zu dir gelaufen.“ —

„Geld hat er? Aber das ist ja gar nicht möglich! Er hat doch nichts gehabt zum Verkaufen.“ — — —

„Ach der — der war ja schlau, und die Mutter sagt, er hat dem Hirsch Löwe eine Hypothek gegeben, und der hat ihm bloß ein Drittel bezahlt, das andere bleibt auf Kredit bei ihm stehen und für das eine Drittel hat er alle die Sachen gekauft, und dann ist er zu uns gekommen und hat sich betrunken, daß er nichts mehr weiß — aber er hat noch Geld in den Taschen, komm' nur schnell!“

„Also vorwärts“, rief Micho, „holen wir den Vater, und du nimmst das Geld, Verronna, und kaufst, was ihr braucht, nachher kann er nichts machen!“

Dorka sah mit weit geöffneten Augen von einem zum andern, dann schlich sie scheu und langsam hinter den Großen her, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Die Hand hielt sie dabei auf das Loch in ihrem Rock gedrückt, denn sie wollte nicht gern ausgelacht werden.

Gelächter und lautes Reden tönte aus der Schenke, und als Dorka hinter den andern her sich hin-

eindrückte, konnte sie erst nichts unterscheiden, wie dunkle, undeutliche Gestalten, denn das niedrige Schenkszimmer war ganz erfüllt von Tabaksqualm. Aber die durchdringende Stimme der Wirtin, die hörte sie.

„Da, nehmt ihn mit, daß er nur hier weg kommt, und ich nicht noch Scherereien mit der Polizei kriege — so ein Kerl, wie das ist!“ Eine Flut von polnischen Schimpfworten folgte. Micho und ein anderer Bursche faßten den besinnungslos Trunkenen an Schultern und Beinen und schleppten ihn fort.

„Da, nimm die Sachen, die er gekauft hat“, rief Verronna und warf einen Packen auf die Arme, „ich muß aufpassen wegen dem Geld!“

Vor der Schenke legten sie den Bauern, der jetzt dumpf vor sich hin stöhnte — auf das Gras, und Verronna leerte seine Taschen und zählte das Geld.

„Es wird reichen“, sagte sie, „ich will gleich zum Hirsch Löwe gehen und die Sachen für uns kaufen — nachher ist es zu spät.“

„Aber der Vater hat gewiß Schmerzen, er jammert so“, meinte Dorfa schüchtern.

„Ach, dumme Dorfa, lauf nach Hause und hebe die Sachen auf, nachher werden wir sie ansehen. Der Vater kann hier liegen, bis er sich erholt, jetzt habe ich ja das Geld!“

Sie lief davon. Micho und ein paar andre Burschen standen lachend um den Trunkenen und fuhren erschrocken auseinander, als eine rauhe Stimme sie anrief.

„Was geht hier vor?“ fragte der Amtsvorsteher, der gerade vorüberkam.

Sie wiesen auf den schnarchenden Bauern, und bei Frage und Gegenrede kam die Geschichte mit der Hypothek vom Hirsch Löwe heraus.

„So, das hat noch gefehlt“, brummte der Herr Amtsvorsteher, „nun ist's perfekt!“

Und er schritt geradenwegs auf das Haus des Dorfschulzen zu.

Der Bauer Przybilla blieb den ganzen Tag auf dem Rasensleck vor der Schenke liegen. Nur Dorfa kam ein paar Mal, um zu sehen, ob er immer noch schlief.

Als Verronna nach Hause kam, versteckte sie die Stoffe, die sie für sich und Dorfa gekauft hatte im leeren Stall unter ein Bündel trockne Zweige, dann ging sie daran, den Packen, den der Vater bei sich gehabt hatte, zu öffnen. Dabei erzählte sie, wie der Herr Löwe gar nicht das Geld habe von ihr nehmen wollen, denn er hätte gesagt: sie hätten jetzt so viel Kredit bei ihm, daß sie den ganzen Laden kaufen könnten ohne einen Pfennig zu bezahlen. Da hätte sie ihm bloß die Hälfte von dem Gelde gegeben, das andre hätte sie behalten für Schuhe und Kochtöpfe, und er hätte ihr versprochen, daß er dem Vater nichts sagen würde.

„Jesus Maria“, unterbrach sie ihren Bericht, „was ist denn das, was der Vater da gekauft hat? Sieh einmal, Dorfa, was steht da auf den Krausen und Schachteln?“

Und Dorfa las die bunt aufgedruckten Reflamen, die den Inhalt der verschiedenen Behältnisse anpriesen als: Bartpomade, Haar-Balsam, feinste Toiletten-seife, flüssige Gold-Bronze usw.

Verronna schlug die Hände zusammen.

„Was sollen wir denn mit alle dem machen, das geht doch nicht zum Kochen!“

Dorka wußte auch keinen Rat, aber Micho, der sich im Laufe des Nachmittags einstellte, sagte, der Hirsch Löwe hat dem Vater alles eingepackt, was er sonst nicht los werden konnte. Und dafür habe er die Äcker mit der Hypothek belastet, und wenn die Zinsen nicht gezahlt würden, würde er weiter borgen, bis der ganze Bauernhof ihm gehören würde.

Da polterte der Bauer herein, der seinen Rausch halbwegs ausgeschlafen hatte. Er befand sich schlecht und war daher sehr übler Laune.

„Wer hat mein Geld gestohlen?“ fragte er, sich mit rollenden Augen umsehend. Und als er seine Herrlichkeiten auf dem Tisch ausgebreitet sah, brüllte er wie ein wildes Tier, man habe ihn beraubt, aber noch sei er der Herr. Und dabei ergriff er Dorfa, die ihm am nächsten stand und zerschlug mit dem Stock, den er in der Hand hielt, unbarmherzig ihren Rücken und ihre zarten Arme.

Dorka wimmerte so kläglich, daß es den Micho zuletzt erbarmte und er dem Alten in den Arm fiel. Da wandte dieser sich gegen ihn, als er aber merkte, daß der Micho stärker war, ließ er den Stock sinken und

begann zu jammern und zu klagen, was er für ein armer, unglücklicher Mann sei.

„Jetzt wird es besser werden“, sagte Verronna ruhig, während Dorfa sich hinausstahl, um ihren zer= schlagenen Rücken am Brunnen zu fühlen. Dann kroch sie in den Gänsestall und klagte ihren Schützlingen ihr Leid und vertröstete sie und sich auf morgen, wo sie den ganzen Tag auf der Wiese bleiben und den Vater gar nicht zu Gesicht bekommen würden.

Vor der Thür hörte sie den Micho, der beim Fort= gehen zu Verronna sagte:

„Gräm' dich nicht, das ist immer so mit den Vätern. Aber wenn erst die Entmündigung da ist, wird es ja besser werden!“

Das Wort „Entmündigung“ hatte einen unheim= lichen Klang für Dorfa, sie wußte sich aber nichts dabei vorzustellen, ebensowenig, wie sie begriff, was es mit der „Hypothek“ auf sich habe.

Wenn der Vater sie nur nicht schlug und sie mit ihren Gänsen auf der Wiese sein konnte und die Sonne schien und die bunten Eibellen über dem Schilf gaukelten — mehr wollte sie gar nicht vom Leben.

Der Bauer hatte inzwischen Umschau gehalten unter den Löwesch Schätzen, und als Verronna ein= trat, reichte er ihr eine dunkle Kruke mit einem noch dunkleren Inhalt entgegen und sagte:

„Da ist was Feines, das kriegen sonst bloß die Reichen, aber heut wollen wir das ja versuchen; du mußt das gleich kochen!“

„Aber Vater — das sieht ja aus wie schlechte Stiefelschmiere!“

„Was? Was? Das ist das Feinste, was es gibt, das heißt Kaviar! Vorwärts, mach' Feuer, ich will gleich kosten, wie das schmeckt, und wenn es nicht gut ist, schlage ich morgen dem Löwe die Rippen entzwei, denn es ist eine furchtbar teure Suppe — aber sehr fein soll sie sein!“

Nach einer Weile öffnete Dorfa die Thür des Stallschuppens. Ein übler Dunst quoll ihr aus dem offenen Wohnhause entgegen, und dazwischen hörte sie den Vater schreien: „Die Reichen sind ja Dummköpfe, daß sie so was essen — na, der Löwe kann sich auf die Prügel freuen!“

Da kroch Dorfa in den Schuppen zurück und blieb die Nacht bei den Gänsen.

Im Herbst wurde die Entmündigung des Bauern Przybilla ausgesprochen. Micho und Verronna begannen die verwilderten Felder zu bestellen. Sie mußten Schulden machen, um Saatkorn und Vieh anzuschaffen, und die Zinsen der Hypothek hatten sie auch aufzubringen; aber sie waren jung und gesund, sie würden es schon streiten, sagten sie. Nur — was sollte aus Dorfa werden? Im Winter ging sie noch in die Schule, und dazwischen pflegte sie den Vater, der von dem Augenblick an, wo niemand ihm mehr borgte und er keinen Branntwein trinken konnte, zusammenfiel und kränkelte, daß er sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Zu Ostern aber sollte Dorfa aus der Schule kommen,

und zur Feldarbeit war sie viel zu schwach. Da war es nun ein Glück, daß der Herr Amtsvorsteher eine Schwester hatte, die an einen Lehrer in der Stadt verheiratet war und gerade zu Ostern ein Kindermädel suchte. Mit solchen Stellungen fingen alle Dörflerinnen, die sich in der Stadt vermieteten, an. Dorfa war erst einmal in ihrem Leben in der Stadt gewesen, die eine Meile entfernt von ihrem Dorf auf der anderen Seite der Oder lag. Sie fürchtete sich davor, zwischen den vielen Häusern und Menschen leben und immer nur auf Steine treten zu sollen. Sie würde auch im Sommer Schuhe tragen müssen und eine Jacke, sagte Verronna.

Auch davor fürchtete Dorfa sich sehr. Aber Verronna und Micho und der Herr Amtsvorsteher sagten, es wäre ein Glück für sie, und ehe sie selbst ja oder nein gesagt hatte, war sie schon vermietet. Am Ostersonntag ging Dorfa nach der Kirche noch einmal auf den Acker an der Oder, auf dem sie den ganzen vorigen Sommer ihre Gänse gehütet hatte. Die Gänse waren verkauft, der Acker zeigte dunklen, fetten Boden, kein Grashalm stand darauf, denn Micho wollte hier Rüben stecken. Dorfa war sonderbar zu Mute, fast als sähe sie einen alten Freund mit ganz verändertem Gesicht wieder. Sie ging still nach Hause, am Ende war es doch ganz gut, daß sie fort sollte. Vor der Haustür saß der Vater mit krummem Rücken und weißem Haar und ließ sich von der Sonne bescheinen. Er achtete gar nicht auf Dorfa, als diese vorüber ging. Niemand achtete auf sie, sie war für alle überflüssig. —

Zwei Tage später ging sie mit einem kleinen Bündel Sachen, das die Verronna für sie zusammengepackt hatte, nach der Stadt, um ihren Dienst anzutreten. Die Lehrersfrau war jung und robust, Dorfa hatte die zwei kleinen Kinder zu beaufsichtigen, während die Frau kochte und ihren Haushalt besorgte.

Zuerst ging alles ganz gut; als es wärmer wurde, setzte die Frau die Kinder in einen kleinen Wagen und schickte Dorfa mit ihnen hinaus auf die Promenade. Da mußte Dorfa sich alle Tage anziehen, als ob es Sonntag wäre und durfte weder Schuhe noch Jacke ablegen.

„Du kannst doch nicht herumlaufen wie eine Zigeunerin!“ sagte die Lehrersfrau. Dorfa tat, was man von ihr verlangte, aber die Sachen brannten ihr förmlich am Leibe. Und das wurde immer schlimmer, je weiter es in den Sommer hineinging. In die Promenade stieß eine Wiese. Dort stand Dorfa oft mit dem Kinderwagen und sah die gelben und weißen Blumen zwischen dem Grase an wie alte Bekannte. Einmal ging sie ein paar Schritte auf die Wiese hinaus. Da schrie gleich jemand: das sei verboten, und sie wurde gescholten. Ein ander Mal vergaß sie über dem Anblick der Schwalben, die unter dem blauen Himmel hin- und herschossen, den Kinderwagen. Die Kleinen begannen zu schreien, und es gab wieder Schelte. Eines Tages begegnete ihr ein Knabe, der ein paar Gänse über die Straße trieb. Dorfa rief die Tiere an, und diese begannen zu schnattern. Da trieb der Junge sie weiter,

und Dorfa setzte sich neben den Wagen, den sie nicht verlassen durfte, und begann bitterlich zu weinen. Da kam eine Schar von Schuljungen durch die Thür, vor der Dorfa saß.

„Seht mal das dumme Mädel an, wie das weint“, sagte der eine. Dann sprangen sie alle wie die Kobolde um Dorfa und um den Kinderwagen herum, neckend und höhrend, und am Ende warfen sie den Wagen um, und die Kinder begannen zu schreien, als ob sie gespießt würden. Sie hatten sich nicht viel getan, aber ein paar blaue Flecken brachten sie doch nach Hause; nun gab es wieder böse Worte für Dorfa, und zur Strafe bekam sie kein Abendbrot. Sie war auch nicht hungrig, das Herz war ihr zu schwer. Immer mußte sie an die Wiese denken und an die Gänse. Des Nachts träumte sie, daß sie durch das Schilf an der Oder ginge und daß die Libellen sich auf ihren Kopf setzten wie eine Krone, und die Schwalben sangen vom blauen Himmel herab: „Königstochter, Königstochter!“

Da war sie wieder so glücklich wie damals auf der Gänsewiese. Und am Tage mußte sie immer nur daran denken, wie glücklich sie gewesen war. Sie vergaß Hunger und Prügel und alles, was sie daheim erlitten hatte. Vor ihrer Erinnerung standen nur noch die sonnigen Tage ihrer Freiheit und ihre bunten, glücklichen Träume. Jetzt mußten auf ihrer Wiese die Rüben großblättrig und grün stehen, und am Grabenrande würden rote Mohnblumen blühen und weiße Kamillen. Ach, wenn sie doch noch ein einziges Mal

dorthin könnte! Wie das Wasser glitzern mochte und wie schön es sein mußte, all die heißen, lästigen Sachen abzuwerfen und in das glitzernde Wasser schlüpfen zu können. Dorcas Kopf brannte, Tag und Nacht mußte sie an die einzige Stelle auf der Welt denken, wo sie glücklich gewesen war, und wenn der Pfarrer in der Kirche vom Paradiese sprach, da stellte sie es sich nicht anders vor, als ein weites, blumiges Feld am Ufer eines Flusses. Am Ende konnte sie es nicht mehr halten, sie bat um Urlaub. Er wurde ihr abgeschlagen. Da ging sie ein paar Tage wie im Traume herum, und eines Nachts, als der Vollmond leuchtend am Himmel stand, schlich sie aus dem Hause. Sie hatte die Schuhe nicht angezogen und die Jacke auch nicht. Nun empfand sie die kühle Nachtluft, und sie lief daher so schnell sie konnte über die Straße hin, ohne sich umzusehen, immer geradeaus, die Chaussee entlang, die zur Oder führte. Als sie den Strom erreicht hatte, stand sie hochaufatmend still und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn sie hatte sich heiß gelaufen. Sie besann sich — richtig, so war es. Vier Bunen mußte sie nach links hin zählen, da lag das Feld, auf dem jetzt die Rüben standen, ihr gegenüber, dort, der wilde Birnbaum, stand an dem Wege, von dem aus sie damals der Amtsvorsteher angerufen hatte. In dem hellen Mondenschein konnte man alles ganz deutlich erkennen; das Wasser glänzte silbern, und drüben das Schilf bewegte sich leise, wie grüßend. Dorcas lief bis an die äußerste Spitze der Bune und streckte sehnsüchtig ihre

Arme aus. Dort drüben lag ihre Wiese, die zwar keine Wiese mehr, die aber doch ihr Paradies geblieben war. Der Gedanke, bis zum Fahrweg zu gehen und den Fährmann anzurufen, damit er sie übersetzte, der kam Dorfa gar nicht. Sie hatte ja auch kein Geld. Und sie dachte überhaupt nicht nach in diesem Augenblick, sie sah nur „ihre Wiese“ erreichbar nahe vor sich, und ohne sich zu besinnen ließ sie sich in das Wasser gleiten. Sie war ja so oft in der Oder geschwommen. Und die starke Strömung nahm sie auf und trug sie fort.

Am anderen Morgen kam der Fischer, der bei dem Fährmann wohnte, zur Oder herab, um nach den Reusen zu sehen. Da sah er etwas Weißes zwischen dem Schilf schimmern. Er trieb sein Boot dicht heran. „Was ist denn das?“ murmelte er erschreckt. Es war der tote Körper eines halberwachsenen Mädchens, den die Strömung mitgebracht und den das Schilf festgehalten hatte.

„Jesus Maria“, schrie der Fischer entsetzt auf, „das ist ja die Dorfa vom alten Przybilla — wie kommt die hierher?“

„Auf der Suche nach dem Glück“, murmelten die Wellen, die sie getragen hatten; aber der Fischer verstand ihre Sprache nicht. Libellen gaukelten über die Tote hin, und ein Lächeln lag um Dorfas blasser Lippen, als habe ein Glückstraum sie umfangen, während der Tod ihre junge Seele von dem Elend der Wirklichkeit erlöste.

St. Annaberg.

St. Annaberg.

Wer weiß etwas vom Chelmingebirge? Die wenigsten kennen den Namen — diese aber sagen wohl: ein Höhenzug zwischen Polen und der deutschen Ostgrenze, was kann es da Gutes geben? Und doch sind die Ausläufer dieses Höhenzuges, die über dem Oderthal zwischen Oppeln und Cosel aufsteigen, ebenso reizvoll, ja sogar vielleicht reizvoller als sonst manch' deutsches Hügelland. Diese Ausläufer bilden hier ein kleines Gebirge für sich, dessen höchster Punkt, der St. Annaberg, 400 Meter hoch ist. In mannigfacher Gliederung reihen sich Hügelketten an. Der Südabhang ist zum Theil mit prächtigem Buchenwald bedeckt, durch den sich tief eingeschnittene Schluchten ziehen, die den Waldpartien ein eigenartig romantisches Gepräge geben. Auf der Westlehne schließen sich Nadelwaldungen an, dazwischen gemischte Bestände, durch die schmale, grün überhangene Pirschwege führen und dichte Fichtenschonungen, aus denen der Schrei des Fasanen klingt und verrät, daß hier gute Jagdgründe sind. Auf der Nordseite gibt es ein Karstgebirge en miniature, steinige Halden mit trichter-

förmigen Vertiefungen, die der Geologe Dollinen nennt. Dazwischen ein verlassener Kalkofen, der wie ein Römerturm aussieht, niedrige, schwarzgrüne Wacholderpyramiden und darüber hinaus der Ausblick weit hinein in die oberschlesische Hochebene. Über dem Buchenwald geht ein Fahrweg zwischen fruchtbaren Feldern hin bis zur Ortschaft Annaberg, die sich zwischen alten Linden und Obstbäumen um die Basaltkuppe lagert, auf der das Franziskanerkloster steht. Seitwärts liegen mächtige Steinbrüche, in denen zum Teil Kalkstein, zum Teil Basalt gebrochen wird. Dicht daneben führt der Kalvarienweg von der kleinen Stadt Leschnitz herauf. Besteigt man den Berg von dieser Seite, so erscheint er fast waldlos. Hier muß freie Bahn sein für die vieltausendköpfigen Pilgerzüge, die von Anfang August bis Mitte September allsonntäglich zum Kloster hinaufziehen, wo in achttägigem Wechsel deutscher und polnischer Gottesdienst stattfindet. Am 14. September, dem Kreuzerhöhungsfest, kann man fünfzig- bis sechzigtausend Wallfahrer hier vereint sehen. Schon am Tage vorher kommen die Prozessionen von allen Seiten herangezogen, bis aus Rußland und Galizien her. Die umliegenden Gemeinden werden mitunter von ihren Pfarrern begleitet. Junge Mädchen mit Kränzen auf den Köpfen tragen die Heiligenbilder, junge Burschen die bunten, wehenden Fahnen. Singend, oft von der Dorfmusik begleitet, bei der merkwürdige, posaunenartige Instrumente vorkommen, ziehen sie aus dem Tal herauf,

Tausende und aber Tausende — ein so eigenartiger Anblick, daß, wer ihn einmal sah, ihn wohl nicht wieder vergißt. In einem Seitental des Annaberges, dessen Ränder schroff, wie man das sonst nur im Hochgebirge sieht, abfallen, liegt das Frauenkloster Po-



Inneres der Klosterkirche Poremba am Annaberge.

remba, idyllisch eingebettet zwischen den Höhen, die sich nach Süden öffnen, so daß der Klostergarten zur Zeit der Wallfahrten, von Sonnenschein überflutet, im buntesten Blumenschmuck prangt. Neben diesem Garten steht eine uralte Kirche, die ihren Hauptaltar oben auf dem Chor trägt. Während der Wallfahrten wird ein zweiter Altar draußen an die Kirch-

mauer gebaut, und von hier aus bewegt sich die große Prozession, die alle Wallfahrerzüge in sich vereinigt, am Tage nach Kreuzerhöhung hinauf zum Annaberg. Den gleichen steilen und weiten Weg steigen die

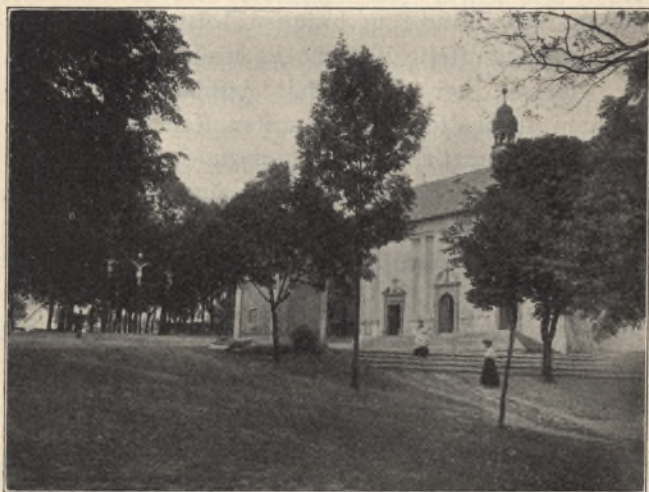


„Mägde Mariä“ aus dem Kloster Poremba am Annaberge.

Nonnen von Poremba — die „Mägde Mariä“ — im Winter täglich, oft durch Sturm, Eis und Schnee sich hindurch kämpfend, um vier Uhr morgens hinauf, um die Messe zu hören, da sie keinen eignen Geistlichen haben.

Am Kreuzerhöhungsfest selbst zieht der Wallfahrerzug von Poremba aus erst im Tal entlang bis zu einer kleinen, merkwürdig geformten Kapelle, wo

ein Geistlicher ihn erwartet. Hier stehen, knien und lagern die Wallfahrer, die rings ansteigenden Höhen bedeckend, da sie in dem schmalen Tal nicht Platz genug haben. Klar und weithin verständlich klingen



Gruft der Grafen Gaschin auf dem Annaberge.

die Worte des predigenden Franziskanermönches über die Menge dahin — unwillkürlich denkt man dabei an die biblische Bergpredigt. Mit dem Schlußwort der Rede kommt Leben in die bis dahin bewegungslose Masse. Ein kurzes Durcheinanderwogen — dann formt sich der Zug und strebt in langer, viergliedriger Reihe über die Hügel dahin bis zur nächsten

Kapelle, wo ein anderer Geistlicher ihn erwartet. Zwischen den Landleuten sieht man Gruppen städtisch gekleideter Menschen; dort gehen Bergleute in ihrer schwarzen fleidsamen Tracht, dazwischen Polinnen mit leuchtend roten, eigentümlich geschlungenen Kopftüchern und Mönche in braunen Kutten; eine bunt zusammengewürfelte Menschheit, die sich hier vereint, um die von der Geistlichkeit geführten Andachtsübungen abzuhalten. Den ganzen Tag geht es von Kapelle zu Kapelle, von Predigt zu Predigt, bis die Höhe unter der Basaltkuppe, die das Kloster trägt, erreicht ist. Drei Kreuze, Christus und die Schächer tragend, bezeichnen hier das Ende der Kalvarie. Hier steht auch die Gruft der Grafen Gaschin, in der zwei lebensgroße Bilder hängen. Sie stellen den Erbauer des Klosters, den Grafen Georg Adam, der um 1700 lebte, und den Stifter der Kalvarie, den Grafen Anton (um 1764), vor. Außerdem hängt dort das große Bild einer Kreuzigung, das ebenfalls ein Gaschinsches Porträt enthält. Sama berichtet darüber: Dem Grafen Amand von Gaschin war als Kirchenbuße für allerlei Vorkommnisse aufgegeben worden, sich, als an der Kreuzigung Christi beteiligt, malen zu lassen. Er zog es vor, ein Kinderbildnis zu diesem Zweck herzugeben. Und nun kniet auf dem Bilde zwischen den römischen Kriegsknechten ein blonder Knabe in blauem Samtkittel und nimmt aus einer mit Nägeln gefüllten Kiste einen großen Nagel, den er einem Kriegsknecht hinreicht.

Die oberste Spitze des Annaberges ist für Geologen interessant, weil die Basaltsäulen hier ganz deutlich zutage liegen. Eine breite Treppe führt zum Klosterhof empor. Durch einen Rundbogen tritt man in den viereckigen Hof, dessen drei Seiten von einem offenen Säulengang umzogen werden, während die vierte von der Kirche abgeschlossen wird. Über dem Hauptaltar der Kirche ist das wundertätige Innenbild, dem viele Heilungen zugeschrieben werden.

Unter der Kirche liegt eine Gruft, die jetzt geschlossen bleibt, in der früher aber die Toten in offenen Särgen beigesetzt wurden. Vor Jahren stieg ich hinunter und sah dort die vollständig mumifizierte Leiche einer Frau, die eine Fürstin Sapieha gewesen sein soll, nach merkwürdigen Schicksalen auf dem Annaberg als Einsiedlerin gelebt hat und mir als „heilige Petronella“ genannt worden ist. Mein Gewährsmann hatte auch noch die andere Frau gekannt, die neben der Einsiedlerin aufgebahrt liegt, und die eine wunderschöne, mit 20 Jahren gestorbene Gräfin Gaschin gewesen sein soll.

Der Grund und Boden, auf dem das Kloster steht, gehörte den Grafen Gaschin, die auf ihrem Gut Zyrowa am Fuß des Annaberges hausten. Die Gaschins waren ein lebenslustiges Geschlecht und kümmerten sich wenig um ihre Güter. So kam es im Lauf der Zeit, daß die Nachkommen des betriebsamen Handelsmannes, an den die Gaschins ihr Holz und ihre sonstigen Gutserzeugnisse verkauft hatten, am Ende

die Gaschinschen Güter und auch Żyrowa erwarben. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bauten die neuen Grundherren den Basalt ab, auf dem das Kloster steht. Schon stürzten die Gartenmauern ein, das Kloster selbst schien bedroht. Da erwarb der Fürstbischof von Breslau 1882 die Basaltkuppe. Die Herrschaft Żyrowa aber kam in den Besitz des Grafen von Francken-Sierstorf. Das Kloster blieb erhalten und wurde in neuester Zeit noch bedeutend vergrößert. Nach der Seite von Poremba hin ist der ganze Berg terrassiert worden, und diese Arbeit wurde nur um Gottes Lohn freiwillig von frommen Pilgern ausgeführt. Und wie vor Hunderten von Jahren, so ziehen die Pilgerscharen auch heute noch hinauf, von dem gleichen Wunsch, dem gleichen Gedanken vorwärts getrieben. Aufgeklärte Zeitgenossen haben wohl ein Achselzucken, vielleicht gar ein Wort des Spottes bereit, wenn sie die Pilger vorüberziehen sehen — aber haben wir alle nicht manchmal das Bedürfnis, den Alltag zu vergessen, das Herz zu erwärmen, die Seele erheben zu lassen? Ich habe so viele andächtige, feierliche und friedliche Gesichter auf dem Annaberg gesehen, daß ich meine, es ist mit diesen Wallfahrten wie mit andern Dingen: sie sind für jeden das, was jeder daraus zu machen weiß. Für manche ist's wohl eine Art Jahrmarkt, eine auf drei Tage zusammengedrückte vergnügliche Badereise — für viele aber ist es eine wirkliche Erbauung, ein Hinausheben über den Alltag. Und dumpf oder bewußt regt sich in ihnen

das Gefühl, einer großen Allgemeinheit anzugehören, die aufwärts strebt zu den reineren Höhen eines Ideals, das von allen ersehnt, wenn auch von jedem anders benannt wird. Es ist die uralte, sich ewig erneuernde Sehnsucht, die diese Menschenmassen aus den verschiedensten Gebieten und Ländern auf ihren „heiligen“ Berg zieht, die Sehnsucht, die dem ersten Menschen innewohnte und wohl dem letzten innewohnen wird, die der Menschheit zu eigen sein wird, solange sie über diese bunte Erde wandert.



Das Gefühde.

Das Gelübde.

Die Glocken des Klosters, das den Berg krönte, klangen über die Schlucht hin, durch die ein Bach talwärts rieselte. Die letzten Ausläufer des „Polnischen Kammes“, der die oberschlesische Hochebene durchzieht, bilden hier ein Gebirge, das zwar nicht hoch, mit seinem Durcheinander von Basaltbrüchen, Buchenwäldern, fruchtbarem Ackerland und wüstem Kalksteingeröll aber bunt und malerisch genug ist.

In der Mitte der Schlucht, über der die Glocken klangen, lag ein zerbröckelnder Kalkofen. Der Betrieb hatte sich hier nicht mehr gelohnt, nachdem unten in der Ebene mehr Kalk in günstigerer Lage gefunden worden war. Die unteren Mauern standen noch grau und massig da, aber der obere Teil zerfiel, Birken und Brombeerbüsche hatten sich auf dem Mauerwerk angesiedelt, und es war, als wiegten sie ihre Zweige da oben nach dem Takt der Glocken. Hinter dem Kalkofen lag der verödete Steinbruch, in dem jetzt ein buntes Volk von Hühnern und Puten sein unruhiges Wesen trieb, während weiter unten, am Fuße der Schlucht, wo der Bach einen kleinen

Teich bildete, Gänse und Enten schnatterten und lärmten, als wollten sie den Glockenflang überschreien. Jenseits des Kalkbruches lag ein winziges Häuschen, verloren in einer Wildnis von riesigen Sonnenblumen und rotblühenden Bohnen. Früher hatte der Kalkofenwärter dort gewohnt, und da man für das Häuschen keine Verwendung hatte, nachdem der Betrieb eingestellt worden war, hatte man den alten Meister dort wohnen lassen bis zu seinem Tode, und jetzt hauste seine Tochter, die Franzka, dort. Sie hatte einstmals als Küchenmagd im Schlosse gedient, war dann zum Vater gezogen, um ihn zu pflegen, wie sie sagte, und später hatte man ihr die Aufzucht des Geflügels für den Schloßhaushalt übertragen. Sie verkehrte mit niemand, war fleißig und umsichtig und bebaute jeden nur möglichen Teil ihrer Schlucht mit Kartoffeln und Hafer für ihr Geflügel, dessen Überschuß sie in der kleinen Stadt am Fuße des Berges verkaufte. Anspruchslos und hart gewöhnt, wie sie war, verdiente sie damit und mit den Erträgnissen ihres Gartens den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter, die hier unter dem Klange der Kirchenglocken geboren worden war, und deren Vater niemand kannte, weil die Franzka nie von ihm gesprochen hatte. Vor zwei Jahren war Mariko aus der Schule gekommen. Wenn das Flügelvieh sich vor der Hütte um ihre Füße drängte, begriff man nicht, wie all diese Lebewesen und die beiden Frauen in dem Häuschen Platz finden konnten. Aber Mariko sah

nicht aus, als habe ihr jemals Luft und Raum zum Wachsen und Ausblühen gefehlt. Sie ging der Mutter tüchtig zur Hand, und gab es nichts anderes zu tun, so hütete sie die Hühner oder Gänse, häfelte wollene Spitzen für das Kloster oder die Kunden in der kleinen Stadt und sang dabei geistliche Lieder mit so heller Stimme und in so munterem Tempo, als seien es Märsche oder Tänze. Andere als geistliche Lieder durfte sie nicht singen, denn die Franzka hatte sie dem Kloster auf dem Berge gelobt — Mariko sollte Nonne werden. Nur war sie jetzt noch zu jung; vor dem achtzehnten Lebensjahr nahmen sie im Kloster keine Novizen auf, und Franzka meinte, die paar Jahre könnte die heiligste Jungfrau Maria ihr noch die Freude an ihrem Kinde gönnen.

Jetzt verstummte das Glockenläuten über der Schlucht. Franzka kam aus der Frühmesse zurück. Mariko sollte ins Hochamt gehen, denn eine von ihnen mußte des Flügelviehs wegen gerade am Sonntag zu Hause bleiben, weil einzelne Kirchgänger den Weg durch die Schlucht nahmen und da leicht etwas von dem Geflügel entwenden konnten. In letzter Zeit kamen die Leute wieder öfter diesen Weg herauf. Früher war er lange Jahre hindurch vermieden worden, seitdem hier ein Mensch ermordet worden war. Doch alles vergißt sich, und seit dem Morde waren siebzehn Jahre vergangen.

Die Franzka stieg jetzt den schmalen steinigen Weg herab, der durch die Schlucht nach ihrem Hause

führte. Sie war groß und hager und trug den Kopf hoch. Ihre fast schwarzen Augen blickten in einer eigentümlich starren Weise vor sich hin, und während sie dahinschritt, murmelte sie ein „Ave Maria“ nach dem anderen. Plötzlich hielt sie inne. Sie hatte den Kalkofen erreicht. In den starren Augen flackerte ein unruhiges Leuchten auf, und ihre Hand schlug das Zeichen des Kreuzes. Dort, an der Ecke des grauen Gemäuers, dort hatten sie den Toten gefunden vor siebenzehn Jahren. Mit einem Blick, als sähe sie dort mehr als andere, starrte Franzka die Mauer an. Dann wandte sie sich kurz ab und murmelte: „Da sagen sie immer, die Polizei sei so klug“ — sie lachte laut auf. „Nichts haben sie herausgebracht; nichts.“ Vor der Hütte zwischen den Sonnenrosen und roten Bohnenblüten stand Mariko im Sonntagsstaat.

„Ihr kommt spät, Mutter“, rief sie ihr entgegen, „ich werde laufen müssen, um zurecht zu kommen.“

„So lauf nur, du bist ja jung“, sagte Franzka, und über ihr gebräuntes Gesicht mit den harten, starken Jügen glitt ein Lächeln, das sie förmlich verjüngte und verriet, daß die Franzka einst hübsch gewesen war. Sie war stolz auf Mariko. Aber plötzlich verfinsterte sich ihr Gesicht.

„Warum hast du das rote Tuch um, Mariko?“

„Die gnädige Frau hat mir's doch zu Weihnachten geschenkt.“

„Das paßt sich aber nicht für dich, in zwei Jahren bist du bei den frommen Schwestern, du weißt's doch!“

Ein Schatten flog über Marifos Gesicht.

„Gerade darum. In zwei Jahren kann ich kein rotes Tuch mehr tragen, und es ist doch so hübsch!“ Franzka seufzte.

„Nun mach nur, daß du fortkommst, und halte dich nicht auf nach der Kirche; ich warte mit den Kartoffeln auf dich.“ Sie sah der Davoneilenden nach. „Armes Ding, so jung, so lustig; aber was sein muß, das muß sein.“

Droben auf dem Berge begannen die Glocken zu läuten. Franzka bekreuzte sich. „Ich vergesse es ja nicht“, sagte sie. Es war ihr, als sprächen die Glocken eine eigene Sprache und mahnten sie an eine alte Geschichte. „Ich vergesse ja nicht!“ wiederholte sie.

*

*

*

Am nächsten Tage brachten Franzka und Mariko zwei Körbe mit Hühnern nach dem Gutshof.

„Je“, sagte die Wirtschafterin, „was ist die Mariko für ein starkes Mädel geworden! So eine könnte ich gerade im Stall gebrauchen.“

Mariko lachte und blickte dabei im Hofe umher, als suche sie etwas. Franzka schüttelte den Kopf.

„Die Mariko geht nicht in Dienst.“

„Aber Franzka, warum wollt ihr denn so ein hübsches Mädel ins Kloster schicken?“

„Sie wird es dort gut haben, es ist ein heiliger Beruf, und — weil sie doch keinen Vater hat“ —

Die Wirtschafterin zuckte die Achseln.

„Ach, deswegen — so 'was kommt halt vor. Wenn man all die Kinder ins Kloster schicken wollte“ —

„Ja, was sein muß, das muß sein“, sagte Franzka. Mariko stand dabei und blickte mit lustigen, suchenden Augen um sich. Es rührte sie nicht besonders, daß sie „keinen Vater“ hatte, wie die Mutter sagte. Die „Väter“ waren so oft betrunken und prügeln ihre Frauen und Kinder, das wußte sie von der Schule her. Im übrigen nahm sie die Dinge einfach und natürlich, wie sie waren, und während ihre lustigen Augen im Hofe umherblickten, dachte sie: daß ich keinen Vater habe, ist ganz gut; aber wenn ich nicht Nonne werden müßte, und wenn ich Kinder bekäme, so müßten die einen ordentlichen Vater haben. Das Prügeeln und Trinken würde ich ihm schon beizeiten abgewöhnen.

Plötzlich wurde sie rot bis unter die blonden Zöpfe, nicht etwa wegen des Geredes der beiden Frauen oder wegen ihrer eigenen Gedanken, sondern weil sie so erfreut und zugleich erschrocken war, den jungen Burschen wiederzusehen, der da soeben über den Hof geschritten kam. Sie hatte ihn schon zweimal in der Kirche getroffen, und gestern hatte er sie angesprochen und ein Stück Weges geleitet. Sie hatte es der Mutter nicht gesagt. Warum sollte sie sie damit ärgern?

Franzka sprach gerade davon, daß sie einen neuen Verschlagn für die Hühner haben müßte. Da sagte die Wirtschafterin:

„Dort kommt unser Stellmacher, der kann sich die Erlaubnis vom gnädigen Herrn holen, euch einen

ordentlichen Stall einzurichten; der Herr hält ja so viel von ihm! He, Wiezorek!“ rief sie dabei, und der junge Mann war schon so nahe, als hätte er nur auf den Ruf gewartet.

Franzka hatte nicht gewußt, daß der alte Dominiastellmacher aus dem Dienst getreten und der Sohn an seine Stelle gekommen war. Jetzt sah sie mit Mißbehagen in das hübsche, frische Gesicht des jungen Mannes und meinte, es sei doch noch nicht so schlimm mit dem alten Stall, er würde schon noch eine Weile aushalten. Aber Wiezorek sagte, er habe jetzt gerade Zeit, und der gnädige Herr habe ihm extra aufgetragen, jetzt alles Schadhafte in Ordnung zu bringen. Er war so freundlich und verständig, und Mariko drehte ihm jetzt, wo er mit der Mutter sprach, so beharrlich den Rücken, daß Franzka dachte: „Was ist's am Ende so Schlimmes? Während er arbeitet, schicke ich Mariko mit den Hühnern in den Steinbruch.“ So willigte sie ein.

„Ich werde gleich mit dem gnädigen Herrn sprechen, denn ich habe ihm ohnehin eine Bretterrechnung zu bringen“, sagte Wiezorek, und er hob grüßend den Hut wie ein junger Herr und sah so stattlich und vornehm in seinem Sonntagsanzug aus, daß Mariko ihm mit hochklopfendem Herzen nachsah, wie er dem Herrenhause zuschritt.

Ein paar Tage später kam Alex Wiezorek mit seinem Handwerkszeug in das Häuschen, und Franzka schickte Mariko mit den Hühnern in den Steinbruch.

Während sie aber dort an ihren Spitzen häfelte, sang sie mit heller Stimme Kirchenlieder, denn sie wußte, der Alex Wiezorek würde sie hören und bei seiner Arbeit an sie denken. Und das tat er auch; aber das hinderte ihn nicht, seine Arbeit gut zu machen und dabei so verständig mit der Franzka über ihr kleines Anwesen und die Hühner und ein wenig auch über die Schlechtigkeit anderer Menschen zu plaudern, daß Franzka meinte, das sei doch noch einmal ein vernünftiger und ordentlicher Mensch, kein Sausewind wie die anderen.

„Lebt ihr denn hier immer so einsam?“ fragte Alex endlich. „Habt ihr gar keine Freunde oder Verwandte?“

„Freunde? Ich pfeife drauf! Zu was braucht man Freunde?“ antwortete sie. „Und Verwandte — nein, ich habe keine.“

Sie schwieg; dann, nach einer Weile, setzte sie hinzu: „Einen Bruder hatte ich, aber der ist wohl schon lange tot; ich habe nichts von ihm gehört seit siebzehn — nein, seit zwanzig Jahren.“

„Aber da hat die Mariko doch eine traurige Jugend“, bemerkte Alex.

„Die Mariko ist für die lieben Heiligen da, die braucht keine Menschen“, antwortete Franzka in mürrischem Ton.

Am Abend, als Alex fort war, strich Franzka plötzlich mit ihrer rauhen Hand über das Haar ihrer Tochter, daß diese sie erstaunt ansah, denn an Zärtlichkeiten war sie nicht gewöhnt, wenn die Mutter

auch immer gut zu ihr war und niemals zankte und schrie wie andere Weiber.

„Du wirst es schon gut haben bei den frommen Schwestern“, sagte Franzka, „und was sein muß, das muß sein.“

Mariko hatte diese Worte schon oft gehört, aber sie hatte nie darauf geantwortet. Heute, zum ersten Mal, fragte sie:

„Warum muß es denn sein, Mutter?“

Franzka sah sie betroffen an.

„Jesus Maria“, murmelte sie, „wie so ein Kind fragen kann! Du weißt doch, ich hab's der heiligen Mutter Gottes gelobt.“

Mariko sah die Mutter mit ihren glänzenden braunen Augen an, als suche sie, sie zu verstehen. Dann senkte sie den Blick und schwieg. Und auf dem Berge begannen die Abendglocken zu läuten. Franzka trat vor die Tür und murmelte ein „Ave Maria“.

*

*

*

Mit Ungeduld hatte Mariko den nächsten Sonntag erwartet. Da sagte die Mutter, die Hühner seien in dem neuen Verschlag gut aufgehoben, da könne man sie einschließen und könne gemeinschaftlich zur Kirche gehen. Mariko erschraf so sehr, daß ihr vor Enttäuschung die Tränen in die Augen stiegen. Aber es half nichts, sie mußte sich fügen.

Alex Wiezorek war auch in der Kirche, und so oft Mariko nach ihm hinsah, so oft begegnete sie auch

seinem Blick. Ein Acker vogt vom Dominium war auch dort, und nach dem Hochamt kam er auf Franzka zu und sagte:

„Euere Gänse sind neulich auf unseren Wiesen gewesen.“

„Nehmen Sie's nicht übel“, bat Franzka, „es soll nicht wieder vorkommen.“

„Ja, das sagt ihr so, aber ich habe schon mit dem Herrn gesprochen, das geht nicht. Ihr haltet viel zu viel Flügelvieh, die Gänse will die Herrschaft ganz abschaffen.“

„Aber die Gänse bringen doch das meiste“, jammerte Franzka, „ich habe doch jetzt auch noch das Mädel durchzufüttern.“

„Das Mädel kann in Arbeit gehen; sie ist groß und stark, und es ist eine Schande, daß sie zu Hause sitzt. Der gnädige Herr hat es auch gesagt, und es hilft nichts: nächstes Jahr dürfen keine Gänse mehr gehalten werden.“

Während der Unterredung war Alex herangefommen.

„Wann treffe ich dich in der Schlucht beim Kalkofen?“ fragte er Mariko ohne weitere Vorrede. Und sie antwortete, ohne sich zu besinnen:

„Ich kann jeden Abend dort sein, wenn ich die Gänse vom Wasser hole.“

„Du meinst den Teich, der am Ende der Schlucht liegt?“

„Ja.“

„Auch heute, am Sonntag?“ fragte er wieder. Sie nickte. „Ich werde die Gänse herauslassen, sobald wir nach Hause kommen“, sagte sie.

Da ging der Acker vogt, und Franzka sah sich nach Mariko um, die sie einen Augenblick außer acht gelassen hatte. Alex wollte sie begrüßen, aber sie sah ihn finster an und sagte hart und unwirsch:

„Komm, Mariko, hier ist keine Zeit zum Schwatzen.“

Alex dachte, die Gelegenheit dazu würde beim Kalkofen in der Dämmerstunde auch eine bessere sein, und ging seines Weges. Franzka aber hatte ihren Entschluß gefaßt; sie hatte an solche Möglichkeiten schon während des Gesprächs mit dem Vogt gedacht, und der Blick auf Alex, die Überzeugung, daß sie ihr schönes Kind nicht vor allen Nachstellungen junger Männer würde bewahren können, hatten das übrige getan, sie zu schneller Entscheidung zu drängen. Eilig schritt sie vorwärts.

Mariko folgte der Mutter. Plötzlich blieb sie stehen. „Wo gehen wir hin, Mutter?“

„Ins Kloster, zur Frau Mutter Oberin“, lautete die Antwort.

„Aber — was sollen wir dort?“

„Das wirst du schon hören.“

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander, bis Mariko nochmals stehen blieb.

„Mutter, ich fürchte mich vor dem Kloster und vor der Frau Oberin!“

„Dummes Mädel, da ist nichts zu fürchten; im Kloster hungern sie doch nicht, und wir, wenn wir keine Gänse halten dürfen, werden hungern!“

„Aber wir haben doch Gänse!“

„Ja, aber sie nehmen sie uns; ich muß sie verkaufen, und jetzt bekomme ich zu wenig dafür. Verkaufe ich sie aber nicht, so wird der Vogt sie mir wegnehmen lassen, er ist neidisch um das bißchen Verdienst; das ist alles!“

Mariko schwieg. Sie glaubte, die Mutter wolle der Oberin die Gänse zum Kauf anbieten. Franzka aber hatte ihre eigenen Gedanken, und an denen war der neidische Vogt eben so schuld wie der Alex Wiezorek.

Im Kloster angekommen, bat sie die Oberin, Mariko doch schon von Neujahr ab in Dienst zu nehmen, bis die Zeit gekommen sein würde, wo sie als Novize eintreten könnte.

Mariko stand blaß und zitternd dabei; sie war so erschrocken, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

Die Oberin nahm Franzkas Vorschlag an, Mariko mußte ihr die Hand küssen, und Franzka tat ein gleiches und bedankte sich vielmals.

Dann traten Mutter und Tochter wieder hinaus in den Sommersonnenschein, und Franzka schritt so schnell voran, als wolle sie Mariko auf etwaige Fragen oder Klagen nicht Rede stehen. Mariko sagte nichts, aber Träne auf Träne fiel auf ihre Kattunjacke, während sie hinter der Mutter herging. Kaum war sie zu Hause angelangt, so öffnete sie den Stall und ließ

die Gänse heraus, und dabei zuckte ein Lächeln über ihr verweintes Gesicht, denn sie dachte daran, daß der heutige Abend ihr näher lag als der Neujahrstermin mit dem Klosterdienst.

* * *

Es war ein paar Wochen später, ein mondheller, warmer Septemberabend. Franzka stand vor der Hüttentür und spähte nach Mariko aus, die noch nicht mit den Enten hereingekommen war. Die Gänse hatte Franzka richtig verkaufen müssen, obgleich sie in dieser Jahreszeit nur wenig dafür bekommen hatte. Wie sie jetzt auf Mariko wartete, dachte sie an den Winter, wo sie immer einsam sein würde.

„Es ist gleich“, murmelte sie, „allein komme ich schon durch und — was sein muß, muß sein. Ich kann das Kind nicht hüten, sie denkt vielleicht schon an den Stellmacher, und er ist auch jeden Sonntag in der Kirche und macht solche Augen!“

Sie schüttelte den Kopf und seufzte.

„Die lieben Heiligen sind streng — sie gönnen mir das Kind nicht — und der Herr Pfarrer hat's auch gesagt — Buße muß sein.“

Mit starren Augen sah sie hinunter in die Schlucht, die tief dunkel zu ihren Füßen lag.

„Ich will ja Buße tun, ich gebe das Kind her; ist das nicht Strafe genug?“ murmelte sie.

In der Klosterkirche begannen die Abendglocken zu läuten.

„Jesus Maria, schon so spät, und Mariko ist noch nicht da!“

Sie legte die Hände an den Mund und rief in die Schlucht hinab:

„Mariko, Mariko!“

Nichts regte sich, nur die Glocken läuteten, und in Franzkas Ohren dröhnte es:

„Tue Buße, tue Buße!“

Vor vielen Jahren, damals, als sie ihr schweres Geheimnis dem Pfarrer beichtete, da hatte er es gesagt: fortan würden die Glocken immer nur denselben Ruf für sie haben: tue Buße! Und seitdem hörte sie es täglich herabdröhnen von der Kirche über die stille Schlucht hin, und je fröhlicher und schöner Mariko erblühte, desto mehr erschütterte Franzka der Klang. Sie hatte ja keine andere Liebe und keine andere Hoffnung auf der Welt als Mariko. Aber — „was sein muß, das muß sein!“ sagte sie, und wenn sie daran dachte, da nahmen ihre Augen den starren Blick an, der so unheimlich war, daß die Leute, die ihr begegneten, flüsterten: sie sei nicht recht bei Sinnen.

Die Glocken verstummten, und wieder rief Franzka in die dämmerige Stille des Herbstabends hinaus: „Mariko!“

Da klang eine Antwort aus der Schlucht herauf: „Hier bin ich, Mutter!“

„Mein Gott, so spät kommst du, und wo hast du die Enten?“

„Ich hole sie noch, Mutter, ich habe sie vergessen“ —

„Vergessen?“ wiederholte Franzka, und wie sie hinabblickte, tauchten aus den Schatten der Schlucht zwei Gestalten auf. Dicht aneinandergedrängt, stiegen sie den Pfad empor, und jetzt standen sie vor Franzka — Mariko und Alex Wiezoref.

Franzka war es, als führe ihr ein kaltes Messer in das Herz. Vor Schrecken gelähmt, stand sie wortlos und bewegungslos da, und Alex sagte:

„Gebt mir Mariko zum Weibe, Mutter! Die Herrschaft will, daß ich heiraten soll, und ich nehme mein Lebtag keine andere als die Mariko!“

Und Mariko streckte der Mutter ihre gefalteten Hände entgegen:

„Mutter, liebe Mutter, ich kann nicht mehr leben ohne den Alex!“

„Und mein Gelübde!“ schrie Franzka, am ganzen Leibe zitternd.

„Die heilige Mutter Gottes ist gut; sie will nicht, daß wir beide vor Gram und Kummer sterben“, rief Mariko.

„Ich weihe ihr zwei Kerzen, ich habe mein gutes Auskommen, Mutter, und die Herrschaft gibt mir eine schöne Wohnung, wenn ich heirate, die Mariko wird es gut haben“ —

„Und zwei Schweine darf er halten, eins für sich und eins zum Verkauf, und Milch bekommen wir im Deputat“, schluchzte Mariko.

„Jesus, Maria und Josef, ich kann nicht, ich kann nicht!“ Franzka schlug die Hände vor das Gesicht und sank mit einem so wilden Aufschluchzen auf die Bank vor der Hüttentür, daß das Liebespaar verstummte und sich ratlos ansah.

„Ich kann nicht!“ stöhnte Franzka. Sie richtete sich wieder auf und stand mit verzerrtem Gesicht und krampfhaft geballten Fäusten vor Alex.

„Was sein muß, das muß sein!“ schrie sie. Dann wandte sie sich mit einer blitzschnellen Bewegung gegen Mariko, stieß sie in die Hütte und schloß die Tür hinter ihr zu.

„Geh!“ sagte sie zu Alex, „geh, ich weiß, du bist ein guter und ordentlicher Mensch, aber Mariko gehört den Heiligen.“

Vergebens suchte er noch auf sie einzureden, vergebens bat und flehte Mariko hinter der Tür. Franzka blieb unerschütterlich.

* * *

Am nächsten Tage ging Franzka zur Beichte. Der alte Pfarrer, dem sie einst vor siebzehn Jahren gebeichtet hatte, war tot. Der jetzige wußte nichts von den alten Geschichten; Franzka aber war durch Marikos Tränen und Bitten so erschüttert, daß sie meinte, ohne geistlichen Beirat nicht auskommen zu können. Aber dem neuen jungen Geistlichen gegenüber verließ sie der Mut. Sie fragte nur, ob sie unter den obwaltenden Umständen ihr Gelübde halten

müßte, und der junge Pfarrer, der ein menschenfreundlicher Herr war, sagte: man könne in der christlichen Ehe dem lieben Gott und den Heiligen auch recht wohl dienen, und eine fromme Ehefrau sei besser als eine widerwillige Gottesbraut.

Franzka verließ den Beichtstuhl ungetröstet. Der junge Pfarrer wußte ja nicht, was es mit ihrem Gelöbniß auf sich hatte. Aber vor Franzkas Seele standen die alten Geschichten so klar und deutlich, als ob sie gestern passiert wären.

Als Franzka noch im Schloß diente, hatte sie bei einem Wirtshaustanz einen wohlhabenden jungen Bauern kennen gelernt. Sie hatte seinen Liebeschwüren und seinem Versprechen, sie zu heiraten, geglaubt und als sie fühlte, daß ihre Liebe nicht ohne Folgen bleiben würde, hatte er sie verlassen. Es war die alte, alltägliche Geschichte — aber Franzka war kein alltägliches Mädel. Sie hatte im Schloß allerlei Bücher gelesen, hatte sich besonders gut gehalten, und ihre Gedanken und Auffassungen waren in vielen Dingen andere als bei den Mädchen im Dorf. Die gnädige Frau hatte sie auch immer ausgezeichnet. Da kam das Unglück mit dem Ignaz. Franzka ging zu ihrem Vater. Sie hoffte noch, der Ignaz würde sie heiraten.

Er war aus einem entfernten Dorfe, und sie hatte ihm alles geschrieben. Da erfuhr sie durch einen Zufall, daß das Aufgebot des Ignaz mit einer Bauers-tochter von der Kanzel verlesen worden sei. An dem Tage ging sie zu dem Teich in der Schlucht. Dort

hatte sie ihrer Schande und ihrem Leben ein Ende machen wollen. Aber — sie war jung und strotzend von Leben und Gesundheit trotz ihres Kummers. Das Sterben war doch schwerer, als sie gemeint hatte. So kam sie zu ihrem Vater zurück, aber statt der Todesgedanken flammte jetzt aus den Trümmern ihrer ver-ratenen Liebe ein wahnsinniger Haß auf gegen den Mann, der ihr Leben verdorben hatte. Da kam ein Brief von ihm, in dem er ihr schrieb, er müsse zwar die Bauerstochter heiraten, aber er wolle die Franzka vorher noch einmal sehen und wegen des Kindes alles mit ihr besprechen. Er würde sie schon nicht verlassen und würde für sie sorgen, und zum nächsten großen Ablass, da käme er nach der Klosterkirche auf ihrem Berge, und da wollten sie sich in der Schlucht am Kalkofen treffen, da Franzka ja nicht wünschte, daß man sie zusammen sehen sollte. Geld brächte er genug mit, es sollte ihr an nichts fehlen.

Und fast zugleich mit dem Brief kam Franzkas Bruder, der in einer Fabrik an der russischen Grenze arbeitete. Er wollte den immer schwächer werdenden Vater noch einmal sehen. Da machten die Geschwister es untereinander ab. Paul, Franzkas Bruder, würde an ihrer Stelle mit Ignaz beim Kalkofen zusammen-treffen und mit ihm reden. Geld wollte die Franzka nicht. Das sollte Paul dem Ignaz sagen, aber auf-geboten sei noch nicht verheiratet, und heiraten müßte der Ignaz die Franzka, wie er es ihr versprochen hätte, sonst — — Franzka hatte es nicht ausgesprochen,

was „sonst“ geschehen sollte, aber Paul hatte genickt und gegrinst. „Ich werde das schon besorgen“, hatte er gesagt; „aber sprich nicht davon, daß ich hier war, es ist unnötig, daß jemand etwas von mir weiß.“

Und dann war es geschehen. Paul hatte Ignaz beim Kalkofen niedergestochen — daran war Franzka schuld — aber er hatte ihn auch seiner Barschaft beraubt und war entflohen, und dafür haßte und verachtete Franzka nun auch ihren Bruder. Wenige Monate nach dem Morde wurde Mariko geboren. Vergebens hatte der alte Geistliche, dem sie nach Marikos Geburt beichtete, ihr anbefohlen, ihre Mitschuld an dem Mord, der unaufgeklärt geblieben war, öffentlich einzugestehen und die weltliche Buße dafür zu tragen, denn „Gerechtigkeit muß sein“, hatte er gesagt, „das ist Gottes Ordnung“. Franzka hatte den Kopf geschüttelt. Nein, sie konnte das nicht. Wenn man sie ins Gefängnis schickte, mußte sie ihr Kind verlassen, und Mariko würde man es ihr Leben lang nachrufen: „Deine Mutter hat gefressen, dein Onkel hat gemordet und gestohlen!“ Nein, sie wollte ihre Buße in der Stille auf sich nehmen, denn „Gerechtigkeit muß sein“, hatte der Pfarrer gesagt. So wollte sie den Heiligen hingeben, was sie noch Liebes auf Erden besaß: sie gelobte Mariko dem Kloster und lebte mit dem Kinde und ihrer Arbeit weltabgewandt, als sei sie selbst eine Nonne, in der Schlucht am Kalksteinbruch unter dem beständigen Geläut der Klosterglocken, die sie zur Buße riefen.

Der alte Pfarrer hatte sein Beichtgeheimnis mit ins Grab genommen, und nun die Zeit gekommen war, wo sie ihr großes Opfer bringen und sich für immer von Marike trennen wollte, nun zerriß das Kind ihr das Herz mit Tränen und Klagen! Tief in Franzkas Herzen lebte die Erinnerung auf an die eigene Jugend mit ihrem kurzen Liebesglück, und eine Stimme, die selbst die Kirchenglocken nicht zum Schweigen bringen konnten, klagte in Franzkas Brust: Warum soll das Kind nicht das Glück haben, das mir verloren ging? Wie sollte Franzka das aber dem Pfarrer sagen? Sie ging auf den Kirchhof zum Grab des alten Pfarrers. Dort kniete sie nieder und betete. Da war es ihr, als höre sie seine Stimme. „Gerechtigkeit muß sein, und Sühne und Buße für begangene Schuld!“

Sie stand auf und ging nach Hause.

„Ich kann doch nicht anders, Marike; was sein muß, das muß sein!“ sagte sie.

Am Nachmittag wurde sie aufs Schloß beschieden. Der Stellmacher hatte der Herrschaft auf Befragen nach dem Stande seiner Heiratsangelegenheit sein Leid geklagt, und die Schloßfrau fand die Geschichte rührend und romantisch und beschloß, sich als Vorsetzung hineinzumengen. Sie stellte der Franzka vor, was für ein Unrecht sie beginge, indem sie ihr Kind um sein Lebensglück brächte, und sprach so schön und so viel, daß der Franzka ganz wirr im Kopfe wurde und sie auf ihren Füßen schwankte, als sie das Schloß verließ. Unterwegs ging es ihr durch ihren armen

zermarterten Kopf: Ja, war denn das eine Gerechtigkeit, wenn das unschuldige Kind, die Mariko, leiden und ihrer Liebe und ihrem Glück entsagen mußte? Hatte die gnädige Frau nicht recht, als sie die Franzka eine harte, selbstsüchtige Person schalt? Und blitzartig zuckte ein Gedanke hinter ihrer fieberheißen Stirn auf. Sie schauerte zusammen. Plötzlich blieb sie stehen. Ja, einen Ausweg gab es, um Mariko glücklich werden zu lassen — einen einzigen, denn — Gerechtigkeit und Sühne mußten sein!

Hinter Franzka kamen schnelle Schritte her.

„Mutter“, rief Alex Wiezorek, „geht doch nicht so schnell, ihr müßt mir's doch sagen: hat die gnädige Frau euch anderen Sinnes gemacht?“

Sie sah ihn an und nickte sonderbar vor sich hin. Und schnell, wie sie immer in ihren Entschlüssen war, sagte sie:

„Komm mit!“

Sie brachte ihn zu Mariko.

„Ich gebe ihn dir“, sagte sie, und Mariko küßte ihr die Hände und weinte und lachte vor Glück.

Am Abend, als die Glocken zu läuten begannen, trat Franzka vor die Thür.

„Ave Maria“, murmelte sie, „ich tue Buße, ich will sühnen, ich allein!“

Sie stieg hinunter in den Steinbruch und ging über den schmalen Weg hin, an dem alten Kalkofen vorüber, talwärts bis zu dem Teich, an dem sie schon einmal gestanden hatte, vor siebzehn Jahren; aber

heute war sie nicht mehr jung, und das Leben lag wie eine schwere Bürde auf ihren Schultern.

Droben läuteten die Glocken. Ein Schauer überlief sie. Ja, war denn das eine Buße, wenn sie sich jetzt in das stille Wasser bettete und schlief — schlief bis zum jüngsten Tage? Ihre Augen blickten starr, ihr Kopf schmerzte.

„Wandre — büße — wandre — büße!“ läuteten die Glocken.

Da wußte sie plötzlich, daß weit drüben in Rußland ein Kloster lag mit einem wundertätigen Heiligenbilde. Und sie wußte, daß sie sich von allem trennen mußte, was sie liebte, und daß sie den weiten Weg machen mußte, ohne an etwas anderes zu denken, als an ihre Buße. Dann würde sie entsühnt werden, und Marißo durfte glücklich sein.

Da ging sie hin, ohne rückwärts zu schauen, nach Osten hin, dorthin, wo morgen früh die Sonne aufgehen würde und wo das Kloster lag, nach dem sie strebte.

Marißo hat sie nicht wieder gesehen.



Die Städte des ober-schlesischen Industriebezirks.

Die Städte des oberschlesischen Industriebezirks.

Oft habe ich aussprechen hören: Die Städte des oberschlesischen Industriebezirks sind amerikanisch schnell gewachsen, Orte von gestern, Orte ohne Vergangenheit. Das trifft aber eigentlich nur bei Königs- hütte und Kattowitz zu, während Gleiwitz und Beuthen im 13. Jahrhundert „mit deutschem Recht ausgesetzt“ wurden, Myslowitz als Brückenstadt auch schon im 15. Jahrhundert und Tarnowitz im 16. erwähnt wird. Bedeutung haben diese Städte aber allerdings erst im 19. Jahrhundert durch den Aufschwung der ober- schlesischen Industrie gewonnen. Gleiwitz z. B. hatte 1890 19 667 Einwohner und hat deren heut fast 67 000. Es hat im 15. Jahrhundert seine Hussiten- zeiten durchgemacht, in denen der wilde Korybut hier wie ein König Hof hielt, ist unter der Piasten- herrschaft verpfändet und ausgefogen worden, wie das so üblich war, und hat sich im dreißigjährigen Kriege tapfer gegen die „Mansfeldschen“ verteidigt. Eine Sage aus jener Zeit erzählt, die feindlichen Truppen hätten die Muttergottes schützend über der Stadt erscheinen sehen und seien dadurch in die Flucht

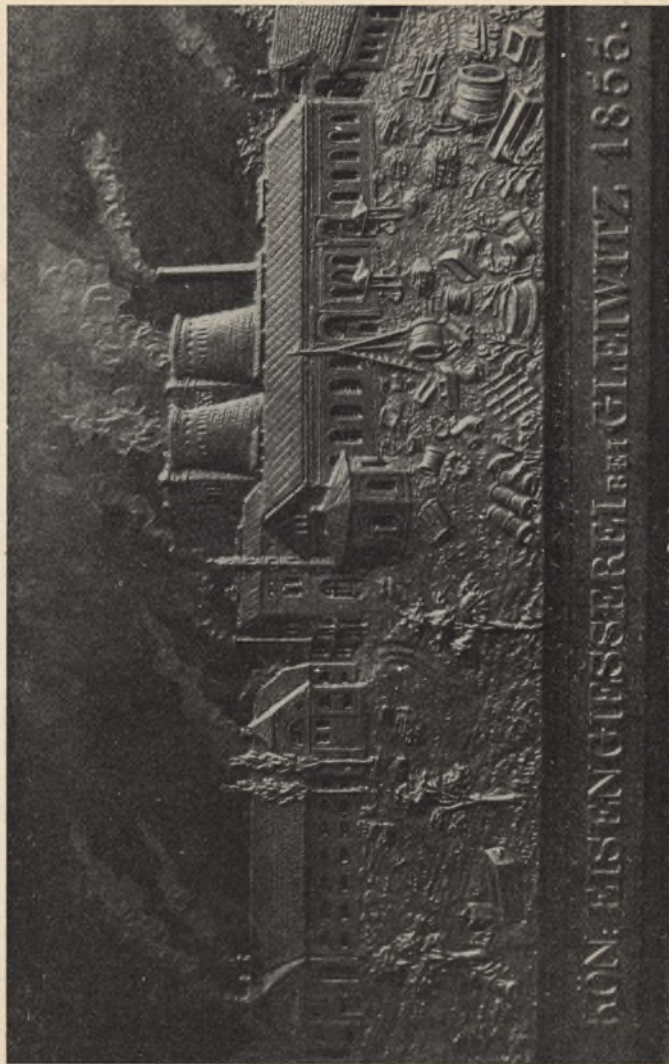
getrieben worden. Das Gleiwitzer Stadtwappen bewahrt zur Erinnerung hieran das Bild der heiligen Jungfrau, über den Stadttürmen schwebend. Kurz,



Klodnitzkanal in Gleiwitz.

Gleiwitz hat seine Geschichte gehabt so gut wie irgend= eine andere deutsche Stadt.

Unter Friedrich dem Großen wurde der Bau des Klodnitzkanals, der Gleiwitz mit der schiffbaren Oder verbinden sollte, unternommen. Durch diesen Kanal gingen 1804 die in der Königlichen Eisengießerei fertiggestellten ersten Kanonen „nach englischer Art“ nach Berlin, und in den Freiheitskriegen lieferte das fiskalische Hüttenwerk in Gleiwitz bei weitem den



KÖNIGL. EISEN-GIEßEREI BEI GLEIWITZ 1855.

Die Königl. Hütte zu Gleiwitz im Jahre 1855.

größten Teil der erforderlichen Geschütze und Kugeln, die alle auf dem Wasserwege versandt wurden. Der Bau der Oberschlesischen Eisenbahn veränderte dann die Verkehrsbedingungen und brachte auch Gleiwitz eine neue Ära. Neben der alten Eisengießerei gediehcn andere Unternehmungen, zum Beispiel das



Der Schornsteinwald von Gleiwitz.

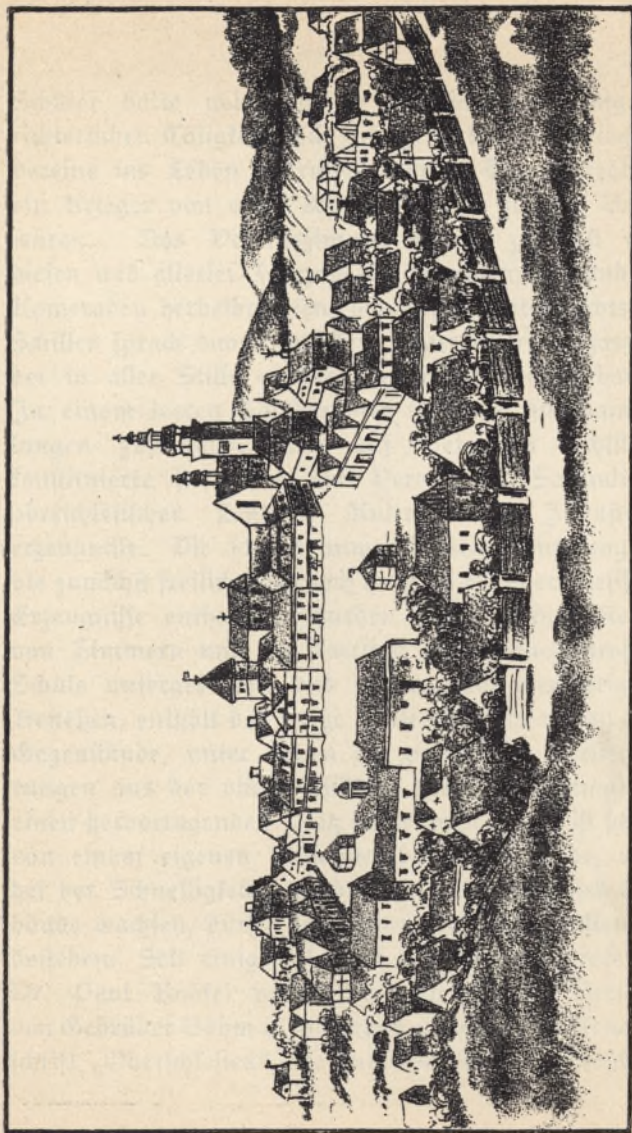
Huldschinskysche Martin-Stahlwerk und die Fabriken, die später unter dem Namen „Oberschlesische Eisenindustrie, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“ zusammenwuchsen.

Mit der im Gefolge der Industrie einziehenden größeren Wohlhabenheit regten sich auch geistige Bedürfnisse. 1816 bekam Gleiwitz sein Gymnasium. Heute hat es sogar — dank der unermüdlichen Organisations- und Sammelarbeit des Amtsgerichtsrats

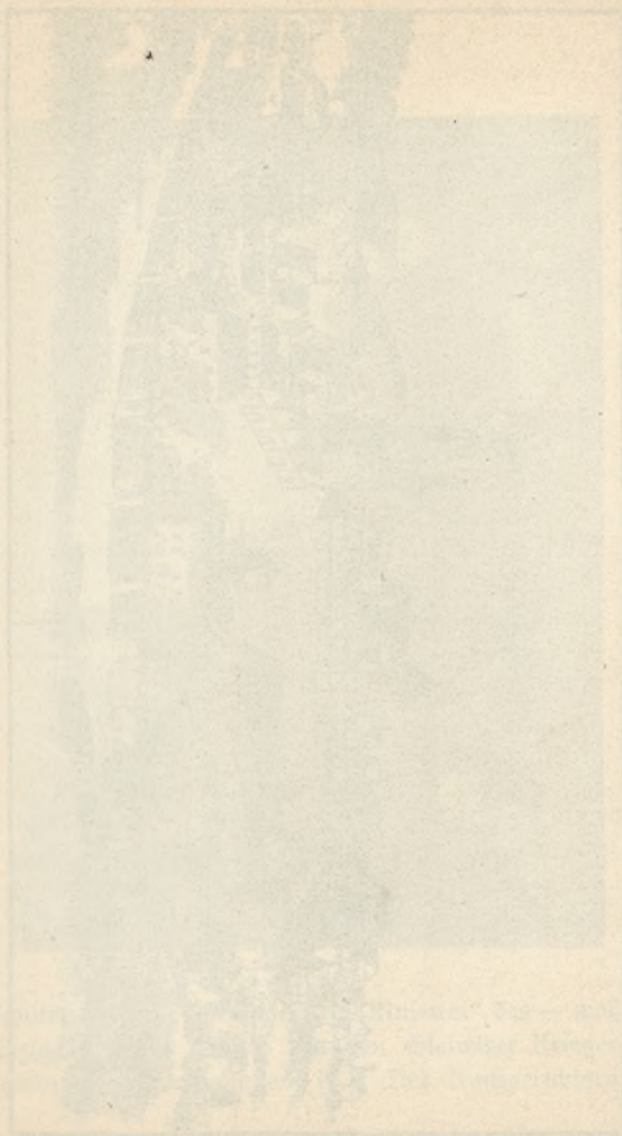


Das alte Kloster in Gleiwitz.

Schiller — sein „Oberschlesisches Museum“, das — wohl einzig in seiner Art — aus den Gleiwitzer Kriegervereinen hervorgegangen ist. Der Amtsgerichtsrat



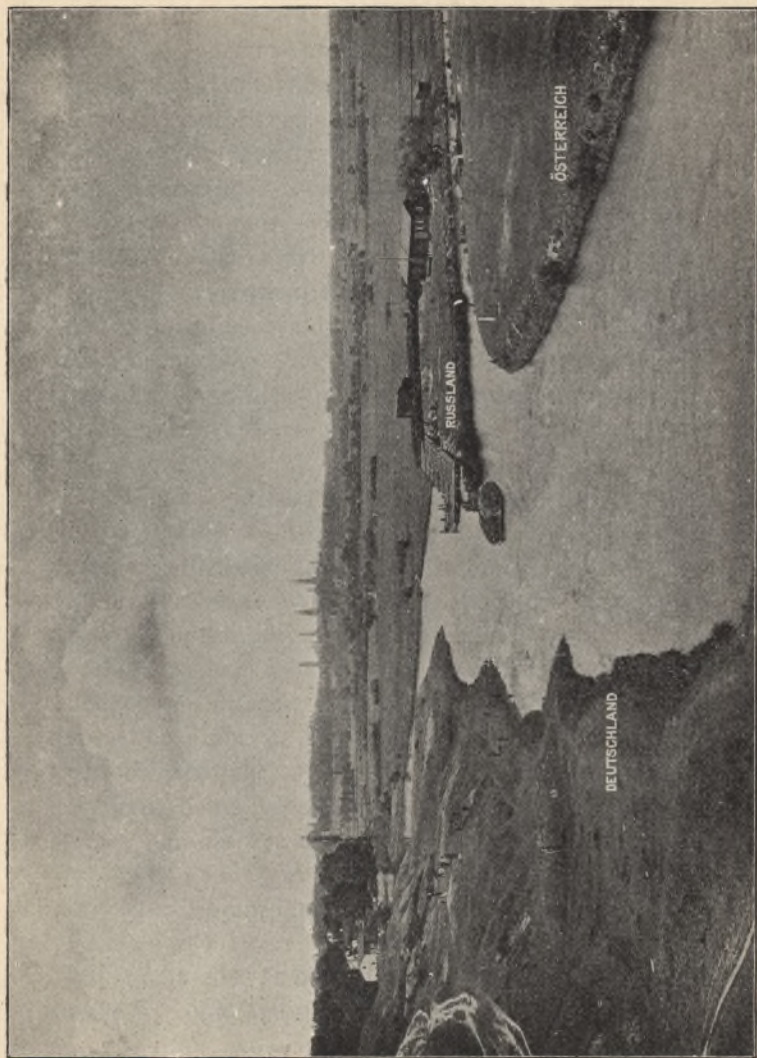
Carnowitz vor 150 Jahren.



Schiller hatte neben seiner ziemlich angestregten richterlichen Tätigkeit noch Zeit gefunden, 17 Kriegervereine ins Leben zu rufen. Eines Tages erzählte ein Krieger von alten Waffen, die in seinem Besitz wären. Das Vereinszimmer wurde zunächst mit diesen und allerlei Feldzugserinnerungen, die andere Kameraden herbeibrachten, dekoriert. Amtsgerichtsrat Schiller sprach davon mit dem Pfarrer Dr. Chrzascz, der in aller Stille andere Sachen gesammelt hatte. In einem leeren Schulzimmer tat man die Sammlungen zusammen, und auf Betreiben Schillers konstituierte sich 1905 ein Verein zur Sammlung oberschlesischer Landes-, Kultur- und Industrieerzeugnisse. Die schnell anwachsenden Sammlungen, die zunächst freilich auch noch anderes als oberschlesische Erzeugnisse enthielten, wurden nun in einer Reihe von Zimmern und im Korridor einer neuen großen Schule untergebracht, und heute, nach vierjährigem Bestehen, enthält das junge Museum mehr als 40 000 Gegenstände, unter denen die prächtigen Versteinerungen aus der oberschlesischen Muschelfalkformation einen hervorragenden Platz einnehmen. Jetzt ist schon von einem eigenen Museumsgebäude die Rede, und bei der Schnelligkeit, mit der im Industriebezirk Gebäude wachsen, dürfte ein solches wohl bald vollendet dastehen. Seit einigen Jahren tritt die von Professor Dr. Paul Knötel vortrefflich geleitete, im Verlage von Gebrüder Böhm in Kattowitz erscheinende Monatschrift „Oberschlesien“, die zum Organ des Oberschle-

fischen Museums gewählt ist, für dessen Interessen auf das lebhafteste ein.

Ebenso alt wie Gleiwitz, vielleicht sogar noch älter, ist Beuthen. Schon 1230 stand hier ein ummauerter Herzogsiß. Das mittelalterliche Beuthen war umgeben von Hopfengärten und Fischteichen, hatte um 1300 lebhaften Bergbau und starken Verkehr nach Polen, ja, es war sogar führender Ort von Bedeutung für ein weites, sich bis Cosel und Zator erstreckendes Gebiet. Im dreißigjährigen Kriege verkam es und fristete ein bescheidenes, kümmerliches Dasein, erhielt sich aber doch einen ziemlich großen Grundbesitz, aus dem der Stadt in der neueren Zeit bedeutende Anteile an Bergwerken erwuchsen. Heute bildet Beuthen das am festesten geschlossene Bevölkerungszentrum des Industriebezirks, hat neben den krummen, alten, schöne breite und lustige neue Straßen mit Gartenanlagen, eine ausgedehnte prachtvolle Promenade mit vielen alten Beständen und den Anfängen eines „Zoologischen Gartens“. Seine Bevölkerungszahl beträgt ohne den dicht daranstoßenden Vorort Roßberg mehr als 67 000. Auf Roßberger Terrain befindet sich eine Zentralstelle für Grubenrettungswesen mit einer Schießstrecke, in welcher fortlaufend Untersuchungen über Grubengase und Sprengstoffe angestellt werden. Auch hält die Zentralstelle Übungskurse ab, an denen Beamte und Mannschaften aller oberschlesischen Gruben teilnehmen.



Drei-Kaiserreichs-Leuchtturm bei Myslowitz.

Tarnowitz wurde um 1520 vom Markgrafen Georg von Brandenburg begründet. Schon im 16. Jahrhundert wurde hier Erzbergbau getrieben, der aber bald wieder verfiel, bis in der friderizianischen Zeit Tarnowitz unter dem Minister Reden Mittelpunkt für den damals wieder aufblühenden Erzbergbau wurde. Die ersten hier aufgestellten Dampfmaschinen zur Entwässerung der Gruben machten die Stadt förmlich berühmt. Sie hat eine Bergschule, ist aber, weil an der Peripherie des Industriebezirks gelegen, von den mehr im Zentrum befindlichen Städten überflügelt worden. Sie zählt fast 14 000 Einwohner.

Myslowitz (17 838 Einwohner) liegt hart an der Grenze, an der „Dreikaiserecke“, wo Rußland, Österreich und Deutschland zusammenstoßen. Im 15. Jahrhundert wird es in Urkunden als wichtige „Brückensstadt“ genannt, und heute noch hat es lebhaften Grenzverkehr mit dem gegenüber an dem Grenzfluß Przemsza liegenden russischen Städtchen Modrzejow. Aber die ringsum blühende heimische Industrie, die Hebung der Bodenschätze, an denen auch Myslowitz beteiligt ist, stellt heute bedeutendere Faktoren im Leben der Stadt dar als der Grenzverkehr.

Kattowitz wird zum ersten Mal 1632 zusammen mit dem Bogutschützer Hammerwerk genannt. 1782 hatte es 294 Bewohner. Heute ist die Einwohnerzahl auf mehr als 43 000 gestiegen; unmittelbar daran reiht sich das Industriedorf Salenze mit über 15 000

Einwohnern, Domb mit der Baildonhütte und Bogutschütz mit zusammen über 37 000 Einwohnern, so daß auf einen Rauminhalt, der noch nicht eine halbe Quadratmeile erreicht, fast 100 000 Menschen kommen. Erst 1865 wurde Kattowitz eine Stadt, nachdem vorher unhaltbare Zustände dadurch ge-



Stadttheater in Kattowitz.

herrscht hatten, daß die Leitung des komplizierten Gemeinwesens sich in den Händen bäuerlicher Besitzer befand. Heute macht Kattowitz den Eindruck einer „modernen“ Stadt mit breiten Straßen, hübschen Läden und gutgebauten Häusern, einem Theater und einem neuangelegten „Südparf“. Dreimal in jeder Woche ist großer Markt. Das bunte Volksgetriebe, das sich dann auf dem weitläufigen Platz entfaltet,



Zwei-Kaiser-Denkmal in Kattowitz.

dessen Hintergrund das massige Theatergebäude abgibt, ist höchst interessant. An diesen Markttagen ist die vorherrschende Sprache das Polnische, und wenn man sich zwischen den lebhaft gestikulierenden Gruppen, den wunderlichen Zelten und dem zum Teil noch besondere Tracht tragenden Landvolk bewegt, fühlt man, daß man sich hier in einer Grenzstadt befindet, in der Deutschtum und Polentum stark gemischt sind.

Wer die Städte des Industriebezirks längere Zeit nicht sah, dem wird es auffallen, wieviel mehr Vegetation, Vorgärten, Promenaden und Volksparks es jetzt gegen früher dort gibt. Das Gleiche gilt auch von den meisten nichtstädtischen Orten des Industriebezirks und hängt wohl damit zusammen, daß die jetzt überall funktionierenden Wasserleitungen ein regelmäßiges Bewässern gärtnerischer Anlagen ermöglichen.

Das wunderlichste Stadtgebilde stellt Königs-
h ü t t e dar. Professor Partsch sagt in seiner vorzüglichen Darstellung Oberschlesiens: „Wie eine Riesenspinne, die ein Sandhäufchen erklimmt, so nimmt sich die Stadt (Königshütte) aus mit dem allseitig verzweigten schwarzen Wegenetz, das die zerstreuten Weiler und Häusergruppen allmählich fester an den Kern geknüpft hat. Als Lebenszentren erscheinen auf der Höhe im Norden das Wegekrenz der Straßen Beuthen — Kattowitz und Lipine — Laurahütte, am Südfuße dieser Höhe aber die Hütte mit ihrem Wald von Schornsteinen.“ Man kann den wunderlichen Ort

nicht besser beschreiben. 1865 wurde aus den planlos und zufällig um den Kern des Hüttenwerkes entstandenen Siedlungen eine Stadt gemacht, die heute mehr als 72 000 Einwohner zählt. Der Grundf Kern, die Königshütte, die nicht allein Roheisen herstellt, sondern auch vielseitigste Eisenverarbeitung und früher in einer besonderen Hütte auch Zinkgewinnung betrieb, wurde 1870 vom Fiskus an den Grafen Hugo Händel von Donnersmarck verkauft samt einem Teil des noch unberührten Feldes der Königsgrube. Schon im nächsten Jahr entstand daraus, sowie aus den gräflichen Hüttenwerken in Laurahütte, die Aktiengesellschaft „Vereinigte Königs- und Laurahütte“, die sich seitdem beständig vergrößerte. Daß bei einem solchen Arbeitszentrum auch alle Wohlfahrtseinrichtungen auf der Höhe moderner Anforderungen stehen, ist selbstverständlich. Vor wenigen Jahren wurde in Königshütte das oberschlesische Volkstheater begründet, das sich regsten Zuspruchs erfreut. Dicht an Königshütte drängen sich die Industrieortschaften Chorzow, Schwientochlowitz und Bismarckhütte, und um Schwientochlowitz mit der großen Teerproduktenfabrik von Rütgers scharen sich wieder die Deutschlandgrube, die Bethlen-Salvahütte, die Kohlengrube „Schlesien“ und die Zinkhütte Guidotto. Schließt man all diese Ortschaften zusammen, so umfaßt das Weichbild von Königshütte über 120 000 Menschen. Hier trifft also das, was man von allen Städten des Industriebezirks zu Unrecht glaubt, vollkommen zu: der Ort hat sich mit der

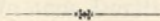


Die Königshütte.

Schnelligkeit amerikanischen Wachstums entwickelt. Ich erinnere mich noch gut der Zeit, wo dort kleine Häuschen mit Lehmmauern, wie sie das Landvolk in früherer Zeit bewohnte, dicht neben großen Monumentalbauten standen. Jetzt sind diese Hütten verschwunden, und statt der grundlosen Wege führen chaussierte Straßen an dem Häusergewirr vorbei, das sich Königshütte nennt. — Noch nicht Stadt ist Jabrze. Vorläufig gehören dazu die Gutsbezirke Jabrze und Zaborze, die Orte Klein- und Alt-Jabrze und Dorotheendorf mit zusammen über 90 000 Einwohnern. Zwischen diesen Orten liegen die Förderschächte der Königin Luise-Grube und mehrere Hüttenwerke, darunter die Donnersmardkhütte, dicht dabei das bekannte Vorsigwerk. Es scheint mir richtig, diesen Ort schon heute zu nennen, wenn man von den Städten des Industriebezirks spricht, denn über kurz oder lang wird er das dritte der Gemeinwesen sein, die sich hier zu Städten auswuchsen und Zeugnis geben für das lebhaft pulsierende Leben unseres östlichen Industriebezirks.



Der Schneesturm.



Der Schneesturm.

Weiße Birkenstämme und knospenbedeckte Äste zeichneten sich gegen den blauen Himmel ab.

Unter den sanft hin und her wehenden Birkenzweigen schritt Monika dem Dorfkirchhofe zu. Sie hatte sich sehr beeilen müssen, um zu dieser frühen Stunde vom Jahrmarkt zurück zu sein, und ihre Wangen glühten. Mit ihrem rosa, weit abstehenden Faltenrock, der himmelblauen Jacke und ebensolchen Schürze sah sie inmitten der lichtgrünen Landschaft wie eine in der Farbe etwas kräftig geratene Frühlingsblume aus. An der Kirchhofstür blickte sie um sich. Niemand war weit und breit zu sehen. Monika schlüpfte durch das schwarze Gittertor und schritt eilig zwischen den Grabhügeln hin, der Holzkirche zu, die mit ihren braunen Wänden und grünen, zwiebel förmigen Dächern inmitten des Friedhofes stand. Sie bog um die Kirche, er war richtig schon da!

„Valenty!“

„Monika!“

Sie setzte sich neben ihn auf den Grabhügel, unter dem ihre Mutter lag, und in ihren braunen Augen

leuchtete es, ihre junge Brust hob sich unter der leichten Jacke in tiefem Atemzuge.

„Hast du schon lange gewartet?“

„Nein, gerade bin ich gekommen!“

Es war ein heimliches Plätzchen auf dem Grabe. Die Kirche deckte es von der einen Seite, auf der anderen ragten die hohen Kreuze und Grabsteine der „Herrschaftsgräber“ auf, und ringsum zog sich eine dichte Hecke von Fliederbüschen, die der erste, lichtgrüne Schleier bedeckte, und von Spireen, die ihre jungen Blättchen so kräftig der Sonne entgegenstreckten, als wollten sie gegen Tod und Verwesung Widerspruch erheben. Und voll und freudig, wie in dem jungen Gezweig, pulsierte das Leben in den beiden Menschen, die da Hand in Hand auf dem Grabe saßen, einander in die Augen sahen und wichtige Nichtigkeiten redeten. Sie küßten sich aber nicht, denn Monika wußte: wenn man sich erst küßte, da mußte die Hochzeit schon nahe sein — und von ihrer Hochzeit verlautete noch nichts.

„Ach Monika, Kochanka (Geliebte)“, sagte Valenty, „wenn ich dich nur vor aller Welt durchs Dorf geleiten könnte, anstatt dich so heimlich zu treffen. Ich denk’ manchmal, ich halt’s nicht mehr aus!“

Sie streichelte seine braune, harte Hand mit ihren ebenso braunen Fingern.

„Die Großmutter sagt, es wird schon alles gut werden, Valenty.“

„Ach, die ist eine alte, blinde Frau, was weiß die, wie’s unsereinem zumute ist.“

„O, die ist klug, Valenty, die weiß mehr wie du und ich und alle anderen. Und sie betet für uns.“

Er zuckte die Achseln.

„Das kann ja nichts schaden, aber wenn dein Vater, der doch so viel in dem Hüttenwerk verdienen soll, lieber für dich sparen möchte, das wär' schon besser! Was macht er denn mit all dem Gelde?“

„Ich frag' ihn doch nicht, Valenty; wenn er Sonnabends zu uns kommt, bringt er mir immer was mit.“

„Das ist 'was Rechtes! Er hat doch meinem Vater gesagt, Geld kriegst du nicht mit, und mein Alter ist teuflisch wild, wenn ich nur von dir rede, und wenn ich dich ansehe, da brennt mir mein Herz, und ich möchte die ganze Welt zerschlagen, wenn sie mir dich nicht geben wollen!“

Es war die uralte, ewig sich erneuernde Geschichte vom wohlhabenden Bauernsohn und dem hübschen Mädchel, das dem alten Bauern nicht reich genug ist; aber Valenty las keine Romane, er wußte nicht, wie alltäglich das war, was ihm geschah. Ihm war's sein eigenstes Erlebnis, herzbewegend und herzbrechend genug, und wie er jetzt die Monika in all ihrer frischen Jugend neben sich sah, und ringsum nur die Veilchen und die gelben Butterblumen zuschauten, da riß er das Mädchen an sich und bedeckte ihr Gesicht und ihr krauses Haar mit seinen Küssen. Einen Augenblick schmiegte sie sich an ihn, dann riß sie sich los.

„Valenty, die Großmutter sagt: das Gute kommt immer, wenn man's nur nicht selbst durch 'was Schlechtes vertreibt!“

Seine Augen flackerten unstill.

„Sie soll mir lieber sagen, was ich tun soll, daß mein Vater andern Sinnes wird, denn so geht das nicht weiter.“

„Ja, vielleicht weiß sie etwas — komm mit mir, Valenty, deine Leute sind noch auf dem Markt, niemand wird es wissen — —.“

Sie war aufgestanden und hatte den Marktkorb, den sie neben das Grab gestellt hatte, wieder aufgenommen.

„Komm, Valenty, ich denk', es wird uns beiden leichter ums Herz, wenn wir mit der Großmutter gesprochen haben!“

Da ging er mit ihr.

Gleich neben dem Kirchhof stand das kleine Haus, in dem Monika mit der Großmutter wohnte. Als die Tür sich öffnete, wandte die Blinde den Kopf. Sie trug ein buntes, weiß umrandetes Häubchen, das nur einen schmalen Streifen grauen Haares frei ließ, und ihre erloschenen Augen blickten aus einem wunderbar ruhigen, sanften Gesicht, als seien sie gar nicht tot, sondern sähen mehr als andere. Rechts und links von ihr aber standen Körbe mit Federn, an denen sie arbeitete.

„Gelobt sei Jesus Christus“, grüßte Valenty, der hinter Monika durch die niedere Tür trat.

Eine feine Röte huschte über das Gesicht der Greisin beim Klange der fremden Stimme.

„Es ist der Valenty, Großmutter“, beeilte sich Monika zu sagen.

Die Blinde nickte.

„Ich hab' gewußt, daß du heut zu mir kommen wirst, mein Sohn!“

„Ja, Großmutter, wie konntet ihr das wissen?“

„Wenn man nicht sehen kann, hat man viel Zeit zum Denken, Valenty.“

„Aber wie habt ihr denn gerade an mich gedacht?“

„Die Monika hat gestern abend von dir gesprochen.“

Er seufzte.

„Ja, Großmutter, es ist ein Elend mit uns — und ich hab' meinem Vater doch gesagt: es gibt ein Unglück, wenn ich die Monika nicht kriege.“

„Das mußt du nicht sagen, Valenty; vom Unglück soll man nicht sprechen, sonst kommt es wirklich.“

„Es wird auch kommen, denn warum soll ich die Monika nicht heiraten? So ein gutes Mädel und — und ich werde noch verrückt darüber, und ich werde etwas anstellen, daß mein Vater daran denken wird!“

Monika sah ängstlich in das finstere, gerötete Gesicht Valentys, sie wagte nicht, darein zu reden, aber sie war enttäuscht, daß die Großmutter ihn so wilde Sachen aussprechen ließ. Da sagte die Alte: „Komm einmal näher, Valenty, und gib mir deine Hand.“

Er tat ihren Willen.

„Du hast eine feste, warme Hand, so eine Hand, wie ich sie gern habe, darum will ich dir etwas sagen, Valenty ...“

Da wurde die Tür geräuschvoll geöffnet, und eine freischende, etwas heisere Frauenstimme rief:

„Gelobt sei Jesus Christus — ach, du lieber Herrgott, du, da ist ja auch der Valenty — ihr Leute, ihr Leute, ich sag's ja immer, nein, was ist das für eine Welt! Wißt ihr's schon, mein Sohn hat sich die Hand verstaucht, seinen schönen Verdienst im Hüttenwerk hat er aufgeben müssen, nach Hause ist er gekommen mit der verbundenen Hand, und nun wird er hier bei uns liegen und wird sich das Trinken angewöhnen, und die Hand wird ganz gewiß nie wieder gut und wird ihm abgenommen werden, und er wird ein Krüppel bleiben — ach, ihr lieben Heiligen alle — ich sage es ja immerfort zu meinem Mann, nichts wie Elend gibt es auf der Welt, und es wird nur immer schlimmer.“

Der Redestrom ging in lautes Weinen über.

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Bist du das, Hansa, die so schreit?“ fragte sie.

„Freilich“, klang die Antwort, „ach, wenn ich doch nie geboren wäre. Aber ich muß fort, ich wollte es euch bloß sagen, was das wieder für ein neues Unglück ist — —.“

„Das ist doch gar nicht so schlimm“, rief Monika, „der Stanisck bekommt sein Krankengeld von der Hütte, und eine verstauchte Hand, das heilt wieder.“

„Du seht doch einer das junge Ding an“, schrie Hanfa, „was weißt du, gib du nur acht, daß dir nicht selbst ein Unglück passiert — der Valenty da, der wird dich nicht heiraten — und um den Stanusch, da brauchst du dich nicht zu kümmern. Nein, nein, nein, einer ist immer schlechter als der andere auf der Welt, gelobt sei Jesus Christus, ich muß nach Hause!“

Sie schlug die Thür hinter sich zu.

„So ein böses Weib!“ rief Valenty und trat zu Monika. „Gräm dich nicht um das, was sie gesagt hat, Monika!“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, aber ein paar Tränen saßen ihr doch in den dunklen Wimpern.

„Nein, gräm dich nicht“, wiederholte die Alte, „denn alles, was die Hanfa gesagt hat, das ist nichts! Sie will unglücklich und elend sein, darum ist sie es! Komm her, Valenty, das ist das, was ich dir sagen wollte: es muß alles gut werden, wenn du es nur glaubst, daß es gar nicht anders werden kann.“

„Ach, Großmutter, wenn das wäre, so sähe es anders aus in der Welt. Ihr denkt euch das so, weil ihr blind seid — —.“

„Freilich, Valenty, wenn ich sehen könnte, da wüßte ich all das Gute nicht, das ich nun weiß, denn da würde ich zerstreut sein; aber, siehst du, meine Blindheit ist auch ein großes Glück für mich.“

„Großmutter, was redet ihr da!“

„Hör' mir einmal zu, mein Sohn, ich will dir etwas erzählen. Als ich jung war und mein Mann mir im

Walde beim Baumsfällen erschlagen wurde, daß ich mit meinem neugeborenen Kinde allein zurückblieb, da dachte ich, es wäre ein Unglück, wie es nie ein größeres gegeben hätte. Da wurde der junge gnädige Herr geboren, der jetzt unser alter gnädiger Herr ist, und weil ich stark und gesund war, nahm die Herrschaft mich ins Haus, ich nährte das Herrschaftskind, und mein Söhnchen gedieh auch, denn ich hatte keine Sorgen mehr, und es ging mir sehr gut bei der Herrschaft. Da merkte ich zum ersten Male, daß aus Unglück Glück werden kann, wenn man's nur abwartet. Ich hab' viel gelernt und gesehen damals und hab' das Herrenkind ebenso lieb gehabt wie mein eigenes. Die Leute sagten zu mir: wart' nur, bis der junge Herr größer ist, dann schicken sie dich weg und dann wird dir's nicht mehr schmecken, arm zu sein! Da hab' ich gesagt: Gott wird mir schon helfen, es wird alles gut werden. Die Leute haben mich ausgelacht, aber ich habe mich nicht darum gekümmert. Der junge Herr hat mich auch lieb behalten, und er hat immer bloß mit meinem Franzek gespielt, auch wie er schon einen Hauslehrer hatte und der Franzek doch bloß in die Dorfschule ging. Und wie der Franzek aus der Schule kam und vierzehn Jahre alt war, da haben sie beide die böse Krankheit bekommen, die man Scharlach nennt, — am selben Tage sind sie krank geworden. Weil der junge Herr aber nur immer nach dem Franzek verlangt hat, da haben wir die beiden Jungen zusammengelegt, und ich hab' sie gepflegt zusammen mit der gnädigen Frau, denn sie

hat gesagt: Lena, du bist die zuverlässigste von allen. Wie aber die Jungen besser waren, da hab' ich mich hingelegt. Lange war ich krank, und als ich aufstand, da war ich blind. Haben die Leute da geschrien: so ein Unglück, so ein Unglück. Und ich hab's auch gedacht. Aber das Glück ist doch gekommen. Wie ich nicht mehr für den Franzek sorgen konnte, hat die Herrschaft ihn alles lernen lassen, was nötig war, daß er die gute Anstellung in dem Hüttenwerk kriegen konnte. Und mich haben sie in eine Anstalt geschickt, da habe ich mit den Fingern lesen gelernt, und als ich zurückkam, haben sie mir die Wohnung gegeben und Federn zum Schleifen, daß ich mir 'was verdienen kann, und Bücher mit Blindenschrift. Ich habe gearbeitet und gelesen und nachgedacht, denn jetzt hatte ich Zeit dazu. Und da habe ich es gemerkt: das Leben bringt nicht Glück und nicht Unglück — der Mensch macht sich beides!“

„Das verstehe ich nicht, Großmutter“, murzte Valenty unmutig.

„Ich hab' mein Leben zuerst auch nicht verstehen können“, fuhr sie unbeirrt fort. „Wie ich blind geworden bin, habe ich zuerst gedacht: wozu lebe ich noch. Ich bin zu nichts mehr nütze! Wie aber dann die Jahre vergangen sind und wie dem Franzek seine Frau gestorben ist und er mir die Monika gebracht hat, die damals zwölf Jahre alt war und die er nicht bei sich in dem unruhigen Industriebezirk unter dem vielen fremden Volk behalten wollte, da habe ich gewußt, zu was ich noch auf der Welt war.“

„Ja, Großmutter“, unterbrach sie Valenty, „das war nun so bei euch — aber ich, ich muß doch etwas tun für mich und für die Monika, und geht es nicht im guten, muß es im bösen sein.“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Bist du denn dumm, Valenty, daß du gar nicht merkst, worauf es ankommt? Der Pfarrer sagt es doch alle Sonntag in der Kirche: der liebe Gott ist gut. Also muß auch alles in unserm Leben für uns gut werden, wenn wir das Gute, das kommen will, nicht durch böse Reden und böses Denken und Tun vertreiben.“

Valenty schüttelte den Kopf.

„Das ist gut für die Frauen“, sagte er.

„Nein, das ist für alle Menschen“, behauptete die Alte, „und wenn die Menschen nicht so viel Böses und Schlechtes von einander reden, und wenn sie sich nicht vor allem Unglück, was noch gar nicht da ist, fürchten wollten, da wäre es leichter für das Glück, zu kommen, denn das Glück könnte immer da sein, aber Bosheit und Furcht, die lassen es nicht aufkommen.“

„Ja, da habt ihr recht, Großmutter, die Bosheit und die Furcht, die sind schlimm“, rief Valenty, zum ersten Male ganz zustimmend.

Die Alte lächelte.

„Du wirst auch noch das andere verstehen, Valenty, denn du bist gut und du bist auch nicht dumm, das weiß ich. Jetzt aber geh', daß dein Vater dich nicht hier findet und es keinen Ärger gibt. Und denke an das, was ich dir von dem Guten, was immer kommen will,

gesagt habe. Ich werde den lieben Gott bitten, daß es auch zu dir kommt.“

Valenty erhob sich, enttäuscht und bedrückt.

„Und weiter habt ihr mir nichts zu sagen, Großmutter?“

„Nein, Valenty, denk' nur darüber nach, es ist genug!“

Da ging er hinaus, und Monika gab ihm das Geleit. Als er sich vor der Thür von Monika verabschiedete, sagte er:

„Die Großmutter kann's wie der Herr Pfarrer. Aber das ist nichts für unsereinen!“

Monikas Augen schimmerten feucht.

„Ich glaub's doch, daß die Großmutter recht hat“, sagte sie, „und ich weiß, du glaubst es auch!“

Valenty schritt über die Dorfstraße, und seine Gedanken gingen unruhig von der Monika zur Großmutter und zu dem, was sie gesagt hatte.

Da störten ihn laute Scheltworte auf. Er kam am Hofe der Hanfa vorbei und hörte ihre schrille Stimme: „Schuld mußt du doch sein, von selbst kommt eine verstauchte Hand nicht — aber du warst von je ein Taugenichts!“

Und der Stanusch antwortete:

„Wenn ich wieder an allem schuld bin, gehe ich lieber in den Kretscham!“

Bald darauf holte er den Valenty ein.

„Meine Mutter macht ein großes Geschrei um nichts“, sagte er, „aber ich kann's ihr nicht sagen, sonst

spricht sie's herum. Meine Hand ist ganz gut, ich habe mich bloß verstellt, daß ich das Uttest gekriegt hab', denn ich will morgen zur Hochzeit vom Roboß nach Mertschitz, und wenn ich mich mit der Hand nicht ein bißel angestellt hätte, hätte ich keinen Urlaub gekriegt!"

„Aber deine Mutter ist ja ganz unglücklich!“

„Ach wo, die schreit immer über irgend 'was! Du bist doch auch bei der Hochzeit?“

„Freilich, mein Vater ist ja der Onkel zum Roboß.“

„Und die Braut hat eine Schwester, was?“

„Danach frag' ich nicht!“

„Ja, Valenty, du wirst doch nicht so dumm sein und an der Monika hängen bleiben? Ich hab' schon gehört, daß dein Vater will, du sollst das Mädcl in Mertschitz heiraten. Sie ist reich, also nimm sie, ein Mädcl ist wie das andere, sag' ich dir! Nach zwei, drei Jahren sind sie alle häßlich, und geheiratet muß doch 'mal sein.“

Valenty schwieg. Die Hochzeit war ihm ohnehin schon verleidet, aber er wollte seinen Vater nicht unnötig ärgern, indem er sich weigerte hinzugehen.

Am Wirtshausweg blieb Stanusch stehen.

„Kommst du nicht mit, Valenty?“

„Ich kann nicht, ich hab' zu tun!“

Stanusch lachte.

„Du Scheinheiliger! Wie ein ordentlicher Bursche ins Wirtshaus kannst du nicht gehen, aber heimlich zur Monika schleichen, das kannst du!“

Valenty ballte die Faust — er hätte sie am liebsten dem anderen ins Gesicht geschlagen. Aber da war es doch gerade, als sähe er die alte Lena vor sich und höre sie sagen: das Gute kommt, man muß es nur nicht vertreiben.

Er hielt an sich.

„Red' nicht, was dich nichts angeht“, sagte er kurz.

„Na, na, man wird doch noch was sagen können“, rief Stanusch; aber da er nicht Lust hatte, ernstlich anzubändeln, und da Valenty nicht ausah, als wolle er mit sich spaßen lassen, ging er seines Weges, ein paar böse Worte vor sich hinmurmelnd.

Am anderen Tage hatte sich die Sonne hinter grauen Wolken versteckt, die unruhig einherjagten, als flöhen sie vor etwas, das hinter ihnen kam.

Stanusch und Valenty hatten ihre leichten Korbwagen hervorgeholt, jeder hatte sein bestes Pferd davorgespannt, hatte rote Troddeln an den Scheuklappen und an den Peitschen befestigt, und dahin ging die Fahrt. Im großen Walde, durch den der Weg von Wandzin nach Mertschitz führte, holte Stanusch das Gefährt ein, in dem Valenty und sein Vater, der Bauer Cergolla, saßen.

„Juhuhu!“ schrie er aus Leibeskräften und ließ sein Pferd an dem anderen Gefährt vorbeirennen.

„Euer Schimmel hat einen Trab wie ein Ochse“, schrie er zurück, weiterjagend.

Der alte Cergolla griff über seinen Sohn hin, der die Zügel führte, nach der Peitsche und hieb auf den Schimmel ein.

„Oho, der Schimmel ist mehr wert wie der Braune vom Stanusch“, brüllte er. Valenty lachte und ließ dem Schimmel Luft. Er hatte ihn im Gedanken an die Frühjahrsbestellung geschont — aber nun riß ihn die Lust am Wettfahren fort, und er kannte die Leistungsfähigkeit seines Tieres.

„Juhuhu!“ schrie auch er, und der Kies stob unter den Hufen des Schimmels, der Wagen sprang über Stoß und Stein, als wolle er es den jagenden Wolken am Himmel gleichtun, und nach kurzer Zeit war der Stanusch überholt.

„Guten Morgen, Brüderchen“, schrie der alte Cergolla, wie besessen seinen Hut schwenkend. Stanusch antwortete mit einem Fluch und hieb auf den Braunen ein.

„Wo ist nun der Ochse?“ schrie Cergolla wieder, während die Entfernung zwischen den beiden Gefährten größer wurde. Gleich darauf packte er Valenty an der Schulter.

„Was fällt dir ein, warum hältst du den Schimmel zurück?“

„Vor uns sind die Steinbrüche, Vater, dort ist der Weg abschüssig und schlecht!“

„Ach was, der Kerl, der Stanusch, darf nicht vorkommen.“ Der Alte hieb wieder auf den Schimmel ein. Valenty hob sich halb von seinem Sitz und zog die Zügel straff.

„Laßt das, Vater, ich kenne den Weg!“

Der Schimmel bäumte sich — in dem Augenblick fuhr der Stanusch vorüber.

„Da hast du's, Dummkopf!“ schrie Cergolla und hob die Peitsche, deren Schlag aber durch eine heftige Schulterbewegung Valentys den Schimmel nicht traf. Vor ihnen schleuderte der Wagen des Stanusch in rasendem Tempo von einer Seite des Weges zur anderen, den abschüssigen Weg hinab.

„Juhuhu!“ brüllte Stanusch, um eine scharfe Wegecke biegend. Ein gellender Schrei, ein Poltern und Krachen — der Wagen und das Pferd waren verschwunden, nur eine Staubwolke wirbelte auf am Rande der steil abfallenden Böschung.

„Psia krew!“ fluchte Cergolla, während Valenty sein Gefährt zum Stehen brachte. Er und sein Vater liefen zur Unglücksstelle.

Da lag der Braune tot und der Wagen zerbrochen am Rande des Steinbruchs, und aus einer Wasserpfüge daneben arbeitete sich Stanusch schreiend und stöhnend heraus.

„Er lebt“, rief Valenty, „seht nach unserem Pferde, Vater, ich kriechе hinunter und helfe ihm!“

Der Alte schlug unwillkürlich das Kreuz und ging zu seinem Schimmel, der mit geblähten Nüstern nach der Unglücksstelle hin schnupperte und die Ohren aufgeregt bewegte.

Valenty hatte Stanusch inzwischen erreicht.

„Bist du gesund, hast du nichts gebrochen?“ fragte er.

„Jesus, Maria und Josef, mein Pferd, mein Pferd“, heulte Stanusch, „so eine Niederträchtigkeit,

das kommt von dem verfluchten Wettefahren, mein Pferd, mein schönes Pferd!"

"Du hast ja angefangen mit dem Wettefahren", rief Valenty.

"Was, angefangen? Du hast's darauf angelegt. Du bist schuld."

"Das bin ich nicht, das ist nicht wahr!"

"Au, einer muß doch schuld sein! Aber ich bin zum Unglück bestimmt, meine Mutter hat es immer gesagt! Ach, das schöne Pferd, solche Beine, wie das hatte, nein, so ein Pferd, und fällt sich zu Tode! Ach, ach!" Er kniete jammernd neben dem Pferde.

"Sei froh, daß du nicht ebenso tot daneben liegst, und mach' ein Ende", rief Valenty, der entschlossen war, Janß zu vermeiden. "Sollen wir dir jetzt eine Fuhr und Leute aus Mertschitz schicken oder willst du mit uns fahren?"

"Daß sie mir hier meinen Wagen stehlen und das Pferd abledern — nein, ich bleibe bei meinen Sachen!" Stanusch zog den Mantel aus seinem zerbrochenen Wagen und wickelte sich darein.

"Macht, daß ihr fortkommt, ich will euch nicht mehr sehen!" schrie er, "ihr seid schuld!"

"Du bist verrückt", sagte Valenty, während er zu seinem Vater in den Wagen stieg. Und bei sich dachte er: "Wie soll zu so einem das Glück kommen? Am Ende hat die Großmutter nicht so unrecht?"

Er konnte dem Stanusch nicht 'mal ordentlich böse sein — er fand ihn zu dumm. Von Mertschitz aus

schickte er ihm Leute zu Hilfe. Und nachher wunderte er sich, wie der Stanusch sich bei der Hochzeit ein Fest aus seinem Unglück machte und sich nicht genug tun konnte im Erzählen davon und im Sticheln auf ihn und den Vater. Zuletzt ging er zu ihm und sagte ihm unter vier Augen:

„Du kannst nicht so dumm sein, daß du wirklich denkst, wir sind schuld an deinem Unglück. Also redest du aus Bosheit. Und da sage ich dir bloß: wenn du wieder anfängst, schlag' ich dir meine Faust ins Gesicht — jetzt weißt du's!“

Und weil kein anderer zuhörte, war der Stanusch still und schnitt nur ein Gesicht. Aber er ließ das Sticheln und tat vor der Gesellschaft ganz freundlich zu den Cergollas. Valenty trug einen buntbebänderten Strauß am Rock und einen ebensolchen an der Mütze und fuhr mit der Schwester der Braut, die lachte und ihn in die Seiten stieß zum Zeichen ihres Wohlgefallens, in die Kirche. Dabei mußte er immer an die Monika denken, und das gelbe Haar seiner Kränzelsungfrau, das so schlecht zu dem rosa, goldbeflitterten Kranz, den sie trug, paßte, ärgerte ihn ordentlich. Aber er ließ sich nichts merken, lachte, sang und trank mit den anderen die zwei Tage durch, die die Hochzeit dauerte, denn eine rechte Bauernhochzeit ist nicht mit einem Tage abgemacht.

Gegen Abend des zweiten Tages sagte der alte Cergolla, der stark getrunken hatte und sehr lustig war:

„Nu, wenn feiern wir deine Hochzeit, Söhnchen?“

„Was weiß ich, Vater“, gab Valenty zurück; „sieh lieber den Himmel an, wie der schwarz ausieht, und der Wind heult und ist kalt wie im November. Ich geh' jetzt den Schimmel anspannen, morgen haben wir Termin!“

„Der Schimmel“, wiederholte der Alte lachend, „ja, der lebt und ist gesund; das hast du gut gemacht, daß du nicht in den Abgrund mit ihm gefahren bist. Mach's ebensogut mit der Braut, Söhnchen, denn nach den Pferden ist ein gutes Weib das Wichtigste im Hofe!“

Valenty ging in den Stall. Aber da stellte es sich heraus, daß der Schimmel nicht gesund war. Er hatte eine Wunde über dem Huf, die kein Mensch sich erklären konnte, durch die er aber so lahmtete, daß er im Stall bleiben mußte, um sich auszukurieren. Cergolla wurde beinah' nüchtern über den Arger, und da sich keine andere Gelegenheit bot, Vater und Sohn bei dem Grasverpachtungstermin am anderen Tage aber nicht fehlen wollten, machten sie sich zu Fuß auf den Heimweg.

„Nun habt ihr so wenig eine Equipage wie ich“, sagte Stanusch, der sich ihnen anschloß. Zuerst gingen noch andere von der Hochzeitsgesellschaft desselben Weges, und obgleich ein kalter Regen in schweren Tropfen fiel, meinten sie, stark erhitzt wie sie waren, im Winter seien sie schon bei schlimmerem Wetter unterwegs gewesen, man schliefe dann nur um so besser, und vor der Nacht wäre man ja reichlich zu Hause.

Vor dem Walde teilte sich der Weg, die beiden Cergollas und Stanusch blieben allein und schritten eilig dem Walde zu, in dem sie vor dem zunehmenden Sturme Schutz erhofften. Plötzlich fiel es um sie her wie ein dichter, weißer Schleier vom Himmel herab.

„Schnee!“ rief Valenty.

„Zum Teufel, wahrhaftig Schnee!“ wiederholten die anderen, und der alte Cergolla, dem der Kopf vom Schnaps schwer war, sagte:

„Das kann nicht lange dauern, wir haben ja April. Warten wir's in den Torffschuppen am Waldrande ab — die paar hundert Schritt zurück machen nichts aus, und nachher wird sich auch der Wind legen.“

So gingen sie zurück, krochen in den Torffschuppen, wo sie etwas Stroh fanden, und setzten sich, einer dicht an den anderen gedrängt, um sich gegenseitig zu wärmen, denn es war empfindlich kalt geworden. Es dauerte nicht lange, da schliefen sie alle drei, denn zwei Tage Hochzeitfeier macht mehr müde als ein Arbeitstag. Der Sturm heulte, der Schuppen frachte in allen Fugen — die drei Männer schnarchten in festem, traumlosem Schlaf. Einige Stunden mochten so vergangen sein. Da war es Valenty plötzlich, als riefte ihn die Monika.

„Monika, Kochanka, ich bin sehr müde!“ antwortete er ihr. Da stand sie dicht vor ihm, faltete die Hände bittend und sah ihn mit ihren braunen Augen flehend an.

„Komm' zu mir, ach, komm' zu mir!“ hörte er sie sagen. Da schüttelte er den Schlaf, der seine Glieder wie mit Ketten umschloß, gewaltsam von sich ab. Ein Frostschauer überrieselte ihn, er sah in dem dunklen Schuppen um sich, er konnte sich erst nicht besinnen, wie er dahin kam und warum die Monika, die er doch soeben gesehen hatte, nicht mehr da war. Auf einmal wußte er, daß er geträumt hatte — die Hochzeit, der Schneesturm — alles fiel ihm wieder ein. Er lief an den Ausgang des Schuppens — da flog es an ihm vorüber, dicke, weiße Schneewolken, die der Wind wie Tücher hin und her bewegte, und ringsum die Wiesen und Felder, die man nur manchmal sah, wenn der Sturm die Schneewolken zerriß — alles schimmerte weiß, wie im tiefsten Winter.

Er lief zurück, er weckte die beiden anderen.

„Die Jungfrau Maria steh' uns bei, es ist Winter geworden, und wir erfrieren, wenn wir hier bleiben“, schrie er. Da taumelten die beiden anderen aus dem Schlaf auf.

„Ich kann mich nicht rühren“, stöhnte der alte Cergolla, „meine Arme und Beine sind tot!“

Valenty nahm eine Hand voll Stroh und begann den Alten unsanft zu bearbeiten.

„Ihr müßt aufstehen, Vater, ihr müßt, es geht ums Leben! Die Monika hat mich gerufen, sonst wären wir alle drei hier umgekommen.“

Der Alte ermunterte sich.

„Unsinn“, brummte er, „das ist kein Wetter für Frauenzimmer!“

„Das ist überhaupt für keinen Christenmenschen“, rief Stanusch, der inzwischen Ausschau gehalten hatte, „wir kommen nicht nach Hause, wir müssen zurück nach Mertschitz!“

Sie versuchten den Weg zu erreichen. Aber sie kamen in Schneewehen, in denen sie bis an den Leib versanken.

„Wir kommen nicht durch“, sagte Valenty, „nach Mertschitz haben wir es auch fast ebenso weit wie nach Hause, und im Walde wird mehr Schutz vor dem Sturm sein.“

Sie hielten sich dicht aneinander und strebten dem Walde zu. Ihre Laternen erloschen im Sturm, aber der Schnee ließ den Weg erkennen. Jetzt hatten sie den Wind im Rücken, und am Anfange des Waldes lag der Schnee noch nicht so hoch wie auf der freien Straße, die unter Windswehen begraben war.

„Es wird schon gehen, wir kommen schon durch“, sagte Valenty.

Der Wald war erfüllt von unerhörtem Getöse.

„Sie schießen, hört ihr's!“ rief Stanusch.

„Das ist nicht möglich, jetzt ist kein Manöver“, erwiderte Valenty.

Aber es frachte und donnerte wirklich von allen Seiten, und ein dichtes Gewirr von kleinen Fichtenreisern flog mit Schneeflocken zugleich um die Köpfe der drei, nur mühsam durch den Schnee watenden Männer.

„Jesus, Maria, wie sie schreien“, murmelte der alte Cergolla sich bekreuzend. Die schweren, vom

Sturm geknickten und hin und her bewegten Äste freischten. Dazwischen heulte der Sturm.

„Wenn's nicht Menschen sind, so schießt der Teufel, und er trifft auch, denn man hört sie brüllen“, sagte Stanusch erschauernd.

Der Lärm und das Krachen wurde immer toller, und jetzt bewegte es sich dicht neben ihnen, eine riesige, schwarze Masse kam auf sie zu — mit einem entsetzten Aufschrei sprangen die Männer zur Seite — ein mächtiger Baum fiel dicht vor ihnen quer über den Weg. Ein zweiter und dritter folgte.

Instinktiv, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, flohen die Männer einer Schonung zu, in der nur junges, etwa zwanzigjähriges Holz stand.

Sie kannten jeden Weg im Walde und wußten, ein Weg führte durch diese Schonung, auf dem sie zu anderer Zeit ihre Heimat in zwanzig Minuten erreichen konnten. Einen Augenblick standen sie verschnaufend im Schutz einer Gruppe junger Fichten.

„Ich kann nicht mehr“, jammerte Stanusch, „wozu sich quälen — der nächste Baum trifft uns doch — wir müssen büßen für unsere Sünden, Jesus, Maria, Josef, sei meiner armen Seele gnädig!“

Er hatte sich zu Boden geworfen.

„Auf“, schrie Valenty, „wenn du hier liegst, begräbt dich der Schnee!“

„Besser der Schnee wie die Bäume, der Teufel schießt im Walde, die Mutter hat's immer gesagt, daß ich dem Teufel gehöre, mir hilft nichts mehr!“

„Eästere nicht, mach' vorwärts, die Monifa hätt' mich nicht gerufen, wenn's zu spät wär'! Auf, auf, wir kommen schon durch!“

Valenty riß den am Boden Liegenden empor. Er hielt seine eine Hand, während Cergolla, der in dieser äußersten Gefahr widerspruchslos seinem Sohne folgte, die andere ergriff. So zogen sie ihn fort zu dem Wege, auf dem sie eine kurze Zeit verhältnismäßig besser vorwärts kamen, wenn sie auch tief in dem weichen Schnee einsanken und das furchtbare Konzert des Krachenden, Freischenden Waldes und des Sturmes, in dem alle Schrecken wütender Menschen- und Tierstimmen vereint schienen, sie verfolgte. Plötzlich war es, als griffe ein Riese heulend und pfeifend mit mächtiger Faust in die Schonung und preßte die Fichten, so weit seine gewaltigen Klauen reichten, zu einem Knoten zusammen, um sie dann wie Zahnstoßer zu zerbrechen.

„Jesus, die Bäume werden lebendig!“

Einen Augenblick fühlten die dreisich von allen Seiten von dichtem Gezweig gedrängt, zerschlagen, zusammengedrückt, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah. Dann arbeiteten sie sich mit schmerzenden Gliedern heraus.

„Vater!“

„Hier! Lebst du, Valenty?“

„Und ihr, Vater, habt ihr nichts gebrochen?“

„Nein, nein, wo ist der Stanusch?“

„Hier“, klang es matt aus dem Gewirr der zerschmetterten Fichten hervor, „Brüderchen, ich sterbe.“

Sie bückten sich zu ihm herab und halfen ihm aus den umflammernden Zweigen heraus.

„Was ist dir geschehen?“ fragte Valenty, und gleich darauf setzte er hinzu: „Du kannst ja stehen, vorwärts, vorwärts, daß wir aus dem Walde kommen.“

Stanusch warf sich wieder zur Erde.

„Ich will nicht mehr — es ist alles umsonst — der Teufel holt mich doch — dem Schimmel hab' ich auch den Nagel in den Huf geschlagen — —.“

„Du Hallunke!“

„Ja, das wollte ich noch beichten, daß ihr's doch wißt — —.“

„Laß ihn krepieren!“ schrie Cergolla durch das Heulen des Sturmes, „er hat's nicht besser verdient!“

„Du hast den Schimmel gerettet mit deiner verfluchten Bosheit, denn hier wäre er umgekommen“, rief Valenty, „vorwärts, du schlechter Kerl, ich hau' dir sonst die Knochen im Leibe entzwei!“

Valenty ergriff einen der Fichtenzweige und ließ ihn auf den Rücken des Liegenden herabsausen. „Willst du aufstehen, denkst du, wir werden dich hier umkommen lassen?“

Der andere heulte nur.

„Laß' mich, laß' mich, mir geschieht recht.“

„Vorwärts, auf!“

„Die Mutter hat's immer gesagt, ich werde elend umkommen, ohhh — —.“

Er heulte und vergrub das Gesicht in den Händen, während die Schneeflocken in immer dichterem Massen

auf ihn herabrieselten, daß man ihn kaum noch in der Dunkelheit erkennen konnte.

„Valenty, mein Sohn, wir kommen alle drei um“, jammerte der alte Cergolla.

Valenty machte noch einen Versuch, den Liegenden aufzurichten — dann ließ er von ihm ab, nahm den Arm seines Vaters und zog den alten Mann mit sich fort.

„Ich kann ihm nicht helfen! Aber ihr seht es doch, Vater, daß wir hier nicht umkommen sollen, der Baum hat uns nicht erschlagen, die Fichten haben uns nicht erdrückt —.“

„Aber die Finsternis, Valenty, und der Schnee, und das Schießen —.“

„Es schießt niemand, Vater, die Bäume brechen unter dem Schnee.“

„Aber die Finsternis, die schreckliche Finsternis!“

„Der Morgen muß bald kommen, Vater!“

„Der Teufel geht um in der Finsternis, Valenty, hörst du ihn, wie er heult?“

„Ich weiß nicht, Vater, aber ich weiß, daß die Monika mich gerufen hat, damit wir gerettet werden.“

„Wie kann die Monika, die zu Hause ist, dich rufen, Valenty?“

„Das ist ein großes Geheimnis, Vater, danach müßt ihr die Großmutter, die Lena fragen. Aber ich weiß, daß uns der Schnee und der Sturm nichts schaden können, und daß wir beide durchkommen.“

Der alte Mann stöhnte.

„Aber meine Füße, ich kann bald nicht mehr fort, Valenty!“

„Ich bring' euch durch, Vater, glaubt's nur. Ihr müßt nichts Böses und nichts Schlechtes denken, Vater, sonst kann das Gute nicht kommen — —.“ Valenty wußte gar nicht, daß er Lenas Worte wiederholte, unwillkürlich kamen sie von seinen Lippen als seine eigenen Gedanken.

„Wenn die Furcht und die Bosheit nicht Macht über den Stansusch gehabt hätten, brauchte er nicht im Walde umzukommen“, fuhr er fort.

Cergolla befreuzte sich.

„Das Gute kommt, und das Glück kommt, Vater, wenn wir nichts dagegen tun“, rief Valenty, sich am Klange seiner eigenen Worte aufrichtend und begeistern.

„Stützt euch nur fest auf, ich habe Kräfte für zwei.“

Valentys Zuversicht theilte sich dem Alten mit. Er kämpfte tapfer gegen Schnee und Sturm, und wenn er strauchelte, half Valenty ihm auf.

„Es wird hell, Vater, der Morgen kommt.“

„Die Heiligen seien gelobt!“

„Und da ist der Waldbrand, nun wird es besser!“

Aber im Augenblick, wo sie aus dem Walde auf das freie Feld kamen, flog ihnen eine Schneewolke entgegen, so dicht und eisig, daß ihnen der Atem verging, und Cergolla in die Knie brach.

„Das ist das Ende, Gott sei unseren Seelen gnädig!“ jammerte er.

Da raffte Valenty sich noch einmal auf. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, trotz der Kälte, er fühlte, er war nahe am Erlahmen, jetzt, wo er auch nahe am Ziel war; aber er dachte an die Monika, und daß er für sie nach Hause kommen müßte, und er schüttelte die Müdigkeit ab, die ihm die Glieder lähmen wollte.

„Das ist nicht das Ende, Vater, die Monika wartet auf mich, und ihr müßt sie mir jetzt geben, denn ohne sie lägen wir erfroren im Torfsschuppen!“

„Valenty, mein Söhnchen, wenn du mich lebendig nach Hause bringst, sollst du die Monika haben, ich verspreche es dir!“

Da fühlte Valenty neue Kraft in sich erstehen.

„Also vorwärts, Vater, in Gottes Namen!“

So kamen sie durch das Unwetter, und später erschien es ihnen selbst wie ein Wunder, daß sie die Schneewehen am Waldrande überwunden hatten.

Noch nach acht Tagen, bei sonnigstem Frühlingswetter, füllten die Schneemassen die Hohlwege, aber das junge Grün, das sie bedeckt hatten, war dadurch vor dem Frost bewahrt geblieben und keimte und sproßte allenthalben. Mit tausend bunten Blüten überschüttete der Frühling die Gräber, in denen die vielen Opfer ruhten, die der Schneesturm am 9. April 1903 in Oberschlesien gefordert hatte. Unter diesen Opfern war auch der Stanisch.

„Ich wußte es ja, er war zum Unglück geboren“, jammerte die Hanka, von einem Nachbar zum anderen laufend.

„Ich wußte es ja, das Gute kommt immer, man muß es nur erwarten“, flüsterte die blinde Lena und tastete nach den Händen des Brautpaares, das vor ihr stand.

Valenty nahm die weißen Finger der alten Frau in seine feste Hand und sah der Monika dabei in die sonnigen Augen.

„Wie ich zuerst zu euch kam, Großmutter, da habe ich gemeint, ihr redet zu fraus“, sagte er langsam. „Aber dann, als ich in das Unwetter kam, da habe ich an euch denken müssen und an die Monika. Und ich habe an das Gute geglaubt, von dem ihr gesprochen hattet. Da hat der Schneesturm mir nichts anhaben können! Daran will ich denken allezeit!“



Der Coseler Bderhafen.

Der Coseler Oderhafen.

Die Zeit, in der Cosel als Festung eine Bedeutung hatte, ist längst vorüber. In der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses hängen die Schlüssel der einstigen Festung, die mit dem Blut vieler Tapferen verteidigt und von keinem napoleonischen Feldherrn erobert wurde. 1873 hörte die Festung auf, als solche zu existieren. Jetzt wachsen Bäume und blühen Blumen auf den zu Promenaden umgewandelten Wällen, und dahinter lag die kleine Stadt verträumt und vergessen bis zum Jahre 1895. Damals wurde hier das erste Hafenbecken angelegt, um dem steigenden Verkehr zwischen dem oberschlesischen Industriebezirk und der Außenwelt den Wasserweg gangbar zu machen, da auf dem Schienenweg der Oberschlesischen Eisenbahn die Menge der verfrachteten Güter kaum noch bewältigt werden konnte. Ich erinnere mich, wie seltsam es uns Umwohner anmutete, als zwischen dem Kiefernwald und den Kartoffelfeldern plötzlich Schiffsmasten mit flatternden Wimpeln auftraten und der sandige Feldweg, der zur Oder hinabführte, sich in die gepflasterte und auch sehr

bald mit Häusern besetzte „Hafenstraße“ verwandelte. Das Wirtshaus „Zum lustigen Matrosen“ ließ auch nicht auf sich warten — Cosel wurde sozusagen „Seestadt“. Freilich stellte sich die Menge der hier verladene Güter im ersten Betriebsjahr nur auf 269 000 Tonnen (die Tonne zu 20 Zentner). Aber schon 1900 stieg sie auf 970 000 Tonnen, und im Jahr 1910 wurden allein über 2 Millionen Tonnen Kohlen hier verladen. Inzwischen sind zu dem ersten Hafenbecken noch zwei neue hinzugekommen, von denen das 1908 angelegte dreiviertel Kilometer lang ist.

Sieben elektrische Portalkräne sowie sieben Dampfkräne, sechsundzwanzig „Rutschen“, sechs mechanische und zwei elektrische Kipper sowie zwei Dampfer-Befohlungsanlagen sind dazu bestimmt, die Güter von der Bahn aufs Schiff oder vom Schiff zur Bahn umzuladen. Hauptsächlich werden Kohlen, Eisenerze, Schwefelkiese, Abbrände, Phosphate, Zinkblende, Galmei, Roh- und Alteisen, amerikanische Hölzer und — Heringe umgeschlagen, welche letztere für den Industriebezirk und die Hinterländer: Österreich-Ungarn und Rußland, bestimmt sind. Die Kohlen machen den weitaus größeren Teil der zur Verladung kommenden Güter aus. In Zeiten des Hochverkehrs werden täglich 1400 bis 1600 Zehntonnen-Kohlenwagen umgeschlagen und kommen 4500 bis 4800 Tonnen Erze usw. zur Abbeförderung. In Zeiten starken Bergverkehrs leisten die Kräne täglich 5500—6000 Tonnen. Der Umschlagsverkehr der

Eisenbahnverwaltung ist einem Obergütervorsteher unterstellt, während ein Hafenmeister der Wasserbauverwaltung den Verkehr der Schiffe in den Hafenbecken und auf der Oder regelt. Auf den sogenannten „Rutschen“ — schräg geneigten Laderinnen aus Holz oder Eisen — werden Lang- und Stabeisen, Zinkplatten, Spiralfedern, Nägelpacken, Zucker, Getreide und Mehl in Säcken direkt vom Eisenbahnwagen in die Schiffe „gerutscht“. Der Kohlenumschlag geht mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß ein mit vierhundert Zentnern Kohlen beladener Wagen in fünf bis sechs Minuten ausgeladen ist. Der Wagen wird dabei nach Öffnung einer Stirnwand in schräge Lage gebracht und entlädt seinen Inhalt selbsttätig in eine unter dem Kipper angebrachte Tasche, die ihn in das darunter liegende Schiff ausschüttet. Dann arbeiten hier die „Greifen“, eine Einrichtung, die viel Zeit, Geld und Arbeitskraft erspart. Ein Greif ist ein sich selbst öffnendes und schließendes Ladegefäß, das mit seinem ehernen Mund und dank seines Gewichts sich tief in die Erzmassen eingräbt, seinen Mund buchstäblich dabei recht voll nimmt und — durch einen elektrischen Druckknopf gezwungen, die eingenommenen Massen über einem offenen Eisenbahnwagen wieder von sich gibt. Der Hafendienst geht, wenn es nötig ist, auch die Nacht hindurch.

In sozialer Beziehung ist durch ein Schlafhaus mit achtzig Betten und kostenloser Aufnahme, durch zahlreiche Dienstwohnungen für verheiratete, und

möblierte Dienstzimmer für ledige Beamte vorgesorgt. Eine Selter- und Limonadenfabrik läßt es sich anlegen sein, den Durst der Leute in hygienischer Weise zu stillen. Nach den vierzigtausend in den letzten drei viertel Jahren verbrauchten Flaschen scheint ihr das ja auch einigermaßen zu gelingen. In einem „Kinderheim“ befinden sich augenblicklich achtundzwanzig Schifferkinder, die hier von Diaconissinnen beköstigt und von einem Lehrer unterrichtet werden. Für die Kleinen noch nicht schulpflichtigen Schifferkinder ist durch die Einrichtung einer „Spielschule“ gesorgt. In einem „Andachtsraum“ hält ein Schifferdiacon an jedem Sonntag Vormittag einen gut besuchten Gottesdienst ab. An den Abenden der Sonntage findet in diesem Andachtsraum eine Versammlung von Schifferfamilien statt, in welcher Vorträge mit Lichtbildern usw. abgehalten werden. Ganz eigenartig ist hier das Leben der Oderschiffer, das sich, solange es Wasser genug gibt, auf dem Schiff abspielt. Seit es zahlreiche Schleppdampfer gibt, die die kleineren Schiffe oft in langer Reihe nach sich ziehen, ist das Leben dieser Leute wohl etwas weniger mühsam geworden, aber immerhin sieht man doch noch viele, die mit Segeln und Rudern ihren Weg selbständig machen. Dieser Weg führt die Oder herauf und herab, von Stettin nach Cosel und von Cosel nach Stettin; auch gehen die Fahrten nach Berlin. Je nachdem sie Schleppdampfer benutzen und die Schifffahrtsverhältnisse günstig sind,

können sie diesen Weg sechsmal im Jahr machen — ab und zu noch öfter. Ein Oderkahn faßt 5000 bis 10 000 Zentner und kostet entsprechend 10 000 bis 33 000 Mark, die von dem Besitzer nach und nach amortisiert werden. Der Reinverdienst des Schiffers beträgt im Jahre 1500 bis 3500 Mark. In einem sehr trockenen Sommer sah ich Hunderte von Oderkähnen in dem niedrigen Wasser inmitten des Oderwaldes festliegen. Es war eine schwimmende Stadt, und so fatal, geld- und zeitraubend der Aufenthalt für die Schiffer war, so hatte man doch den Eindruck, ein recht vergnügtes Völkchen vor sich zu sehen. Jedes Schiff ist ein kleines Haus, hinter den Kajütenfenstern sieht man weiße Gardinen, davor stehen oft blühende Blumentöpfe. Dazwischen hängt auch Kinderwäsche, denn der Schiffer führt seine Frau und seine Kinder mit sich auf seinen Fahrten. Auf den hochgeschichteten Kohlenhaufen laufen Hühner hin und her, ein Hund fehlt auch fast niemals als Schiffsgenosse; als die Schiffe damals im Oderwalde lagen — und sie blieben vierzehn Tage oder noch länger auf der gleichen Stelle — da hörte man schon von weitem lautes, meist fröhliches Stimmengewirr, vereinzelt freilich auch Schimpfreden durch den Wald schallen. Kam man näher, so sah man die schwimmende Stadt, in der die Frauen auf ihren Schiffshäusern wuschen, nähten, ihren Haushalt besorgten, die Kinder mit Hunden und Hühnern lustig spielten und lärmten und manchmal halsbrecherisch auf den Schiffsrändern

Barbara.

„In
Fräulein Barbora Niedzella
Küchenmädchen beim hochwürdigen Herrn
Pfarrer Staroste
in Nietuchna.“

— so stand in großen Schriftzügen auf dem Kuvert, und daneben lag ein Briefbogen mit einem aus einer Karte ausgeschnittenen, sehr ausführlichen Rosenbouquet, das sauber aufgeklebt, die obere Hälfte des Bogens einnahm. Unter dem Rosenbouquet aber standen die folgenden Verse: *)

„Die Zeit war um, Ich mußte fort,
Muß wieder hören das Kommandowort;
Verlassen mußte ich des Vaters Haus
Und wandern in die Welt hinaus.
Das ist ja unsre schwere Pflicht,
Drum treues Liebchen weine nur nicht.
O wie freudig war unser erster Gruß,
Sehr traurig aber der Abschiedsfuß.

*) Wörtliche Abschrift eines Originalbriefes.

Muß Ich auch weit von Dir sein,
 Doch bleibe Ich auf ewig Dein.
 Behalte immer frohen Mut
 Und bleibe mir im Herzen gut.
 Behalt mich lieb und bleib mir treu,
 Ist meine Dienstzeit dann vorbei,
 Dann führ' ich dich, gewiß und wahr,
 Mein Liebchen zu dem Traualtar.
 Da wollen wir uns beide freuen
 Und unsre Sünden bereuen.
 Mein Liebchen sieh, daß wir dazu kommen,
 Sonst sind unsre Seelen verloren,
 Für welche hat müssen Christus leiden
 Von uns armen Menschen beiden.
 So soll, du holdes Liebchen mein,
 Heilige Maria uns zur Hilfe sein,
 Dann wollen wir die Mutter Gottes oben
 Und ihren Sohn auf ewig loben.

Auf Hauptwache gedichtet. Adresse jetzt wie früher:
 Hornist Dienzel bei der 2. Kompagnie 2. Schlesiſches
 Gr.-Reg. Nr. 11. Herzlich.“

Dieses Gedicht hatte Barbara vor sechs Wochen
 von ihrem Schatz, der in Breslau seine Militärzeit
 abdiente, bekommen. Seitdem las sie es jeden Abend.
 Sie hatte es auch heute gelesen und saß nun mit ge-
 falteten Händen am Küchentisch, auf dem der Brief
 lag, bitterlich weinend.

Beim Herrn Pfarrer war ein gelehrter Herr
 zu Gast, der ein Buch schrieb über „die Volksseele“

und dazu Studien im Dorf machte. Und weil die Wirtschafterin sich an diesem Sonntag Nachmittag gerade ausgebeten hatte, mußte Barbara zu Hause bleiben. Nun war es aber möglich, daß der Aloys Vienzeß, dessen Vater gestorben war, gerade heute auf Urlaub kam, und wenn die Barbara an diese Möglichkeit dachte, und daran, daß das ganze Dorf den Aloys früher sehen und sprechen würde als gerade sie, da erneuerten sich ihre Tränen. Sie stützte den Kopf in die Hände und weinte herzbrechend.

„Barbara!“ rief der Herr Pfarrer in diesem Augenblick aus seiner Studierstube heraus, „bring’ uns den Kaffee!“

Barbara fuhr mit der Schürze über ihre Augen, steckte den Brief in die Tasche und stellte das Kaffezeug zurecht.

Als sie ins Zimmer trat, sagte der Pfarrer, der ein freundlicher Herr war:

„Na, was ist denn mit dir, Barbara? Hast du etwa geweint?“

Barbara sah scheu nach dem Herrn hin mit der „Volksseele“, von dem die Leute sagten, er wäre bloß hier, um sich über die Bauern lustig zu machen. Vor dem hätte sie schon nie ein Wort von ihrem Kummer verraten.

„Ich habe bloß Kopfschmerzen, Herr Pfarrer“, log sie.

Der Gelehrte hatte einen Manuskriptbogen vor sich liegen und unterbrach seine Lektüre bei Barbaras

Eintritt. Noch ehe sie das Zimmer verlassen hatte, fuhr er fort:

„Die Liebe, wie wir Menschen der verfeinerten Empfindung sie kennen, kennt das Volk nicht.“

Barbara schloß etwas unsanft die Thür hinter sich. Was der wohl von der Liebe wußte, der fremde Professor, und was er für Augen gemacht hätte, wenn Alloys Gedicht ihm vorgelegt worden wäre! Barbara griff unwillkürlich in die Tasche, um zu fühlen, ob ihr Schatz auch noch da wäre. In der Küche empfand sie ihr Leid aufs neue. Das Fenster stand offen, und im Pfarrgarten zwitscherten die Vögel und dufteten die Rosen.

„Ach Gott, wenn man doch nur gerade heut hinaus könnte“, dachte Barbara, und schon wieder wurden ihr die Augen naß.

Da ging die Thür im Pfarrgarten. Barbara trat ans Fenster, um hinauszusehen. Eine Frau kam über den sauber geharkten Gartenweg, die hatte über ihrem weit abstehenden dunklen Tuchrock ein großes, blau und rot gestreiftes Tuch um, das bis an den Rockrand reichte, und über dem Kopf ein zweites, dreieckiges Tuch mit einer eingewebten Blumenguirlande, das bis auf den halben Rücken reichte. Und unter all dem Staat, den sie trotz des warmen Sommertages angelegt hatte, blickte jetzt ein erhitztes Gesicht nach dem Küchenfenster hin, bei dessen Anblick Barbara rief:

„Je, die Mutter — und kommt den weiten Weg zu mir, und angezogen, als ob sie in die Kirche ginge!“

„Gelobt sei Jesus Christus, Barbara!“

„In Ewigkeit, Mutter, wo kommt ihr her?“
Beide sprachen das landesübliche Wasserpolnisch.

„Von zu Hause, Barbara, und du wirst dich wundern, wenn du hörst, warum ich komme.“

„Ja, Mutter, ich wundere mich schon, daß ihr den weiten Weg gegangen seid.“

„Ich bin gefahren!“

„Hattet ihr denn gerade eine Gelegenheit?“

„Nein, ich habe mir eine Fuhr gemietet, die steht jetzt draußen im Kretscham und wartet auf mich, und du fährst vielleicht auch gleich mit, wenn es der Herr Pfarrer erlaubt.“

Jetzt schlug Barbara die Hände über den Kopf zusammen.

„Herr du meine Güte, was ist denn passiert, Mutter?“

Die Frau hatte sich inzwischen auf einen Stuhl, Barbara gegenüber gesetzt, und hielt ihre großen Tücher fest über ihrer breiten, weit über die Hüften reichenden, seidenen Schürze geschlossen, als friere sie. In Wahrheit aber war ihr sehr heiß, es erschien ihr so nur feierlicher.

„Es ist passiert, daß ich viel Geld bekommen habe für den Acker, der da an dem neuen Wassergraben liegt, den sie den Hafen nennen. Und der Wirt, der's gekauft hat, der will da einen großen Kretscham hinbauen, aber einen mit zwei Stuben, einer für die Gewöhnlichen und Schnaps, und einer für die Feinen

und Bier oder gar Wein. Und er ist ein ordentlicher Mann, und wenn du willst, heiratet er dich auch.“

„Jesus Maria, Mutter, er kennt mich ja gar nicht!“

„Das ist nicht so schlimm, denn er weiß doch, was das Grundstück wert ist und wie viel du 'mal bekommen wirst. Aber du brauchst ihn ja nicht zu nehmen, denn jetzt wirst du Geld haben, und da werden dir viele Männer nachlaufen, das ist nun einmal so in der Welt!“

„Mutter, ich nehm' keinen, der mich nicht lieb hat ohne Geld!“

„Ach, red' doch nicht, wenn man jung ist, da denkt man schon, man brennt, wenn vom Heiraten die Rede ist. Nachher — da hat man's! Kinder zu warten, wenn man müde ist, und einen Mann, der einen womöglich prügelt, wenn er betrunken ist, das hat man vom Heiraten.“

„Ach, Mutter, Mutter, wie ihr redet! Hat der Vater euch denn nicht lieb gehabt?“

Die Mutter legte das Kopftuch ab. Sie hatte noch braunes Haar, und man sah ihr an, daß sie hübsch gewesen war.

„Ich hab's ja gut gehabt, als Mädchel bei meiner Herrschaft“, sagte sie, „und gespart hatte ich mir auch 'was; aber geheiratet habe ich doch, wie dein Vater kam, denn ich dachte, ich versäum' schon 'was. Na — dann — er war ja ein guter Mann — aber getrunken hat er doch. Nachher, wie er tot war und deine Brüder auf Arbeit gingen, haben wir uns ja ein bißel erholt,

und du hast mir auch oft was geschickt. Aber jetzt, wo die Leute wissen, daß ich Geld habe, da sind gleich welche gelaufen gekommen, die mich auch noch heiraten wollten. Aber ich hab' sie besorgt! Aee, so dumm bin ich nicht. Und warum sollst du dumm sein? Du bist doch eine von uns, und wir sind doch alle nicht dumm!"

"Ach, Mutter, ich kann's noch gar nicht glauben! Wir haben Geld, wirklich viel Geld!"

"Viertausend und fünfhundert Mark hat der Wirt für die drei Morgen bezahlt — wenn er dich heiraten möchte, brauchte er bloß viertausend zu zahlen — aber du hast ja ganz recht, wenn du ihn nicht nimmst, ich mußte es bloß sagen, weil er so ein feiner Mann ist!"

"Ach, Mutter, wenn ihr's nicht übelnehmen möchtet, ich weiß schon, wen ich heiraten will."

"Doch nicht etwa den Dienzef Alloys?"

"Seid nur nicht böse, Mutter, aber gerade den!"

"Nu — das ist mir ja nicht recht. So einer, der gerade beim Militär war, der denkt, er ist schon was, und ist gar nichts. Und wenn er zu mir kommt, wird er sagen: die Mutter ist dumm, die Mutter war nie in der großen Stadt. Nu, als ob das was wäre! Ich weiß schon, wie's in der großen Stadt ist! Vorn, wo die großen Fenster sind auf die Straße, da wohnen die Herrschaften, und hinten im Hofe da wohnen so Leute wie wir, die haben's schwarz in den Stuben und haben's ja auch nicht gut. Und ich bin doch nicht so

dumm, denn ich höre und sehe doch, wie's ist in der Welt. Viertausendfünfhundert Mark, das ist viel Geld für uns — aber für Herrschaften ist es nicht viel und in der Stadt auch nicht, denn da wollen schon die kleinen Leute Herrschaften sein. Und in der Stadt möchtest du's schwarz haben, darum will ich nicht, daß du den Alloys nimmst.“

„Aber, Mutter, Ihr wißt doch gar nicht, ob er in die Stadt will?“

„Ach, so einer, der mit der bunten Mütze nach Hause kommt, der will immer in die Stadt. Und jetzt werde ich mir einen schönen Acker am Walde kaufen, da kostet der Morgen bloß zweihundert Mark, und du wirst zu Hause kommen und dein Bruder Karlif mit seiner Frau auch, da brauche ich keinen fremden Arbeiter, und wir können uns ein hübsches Haus bauen, wo auch noch Platz ist für deinen Mann, aber ich will ja einen anderen wie den Alloys.“

„Barbara!“ rief in diesem Augenblick der Pfarrer, „hole uns ein paar Flaschen schwarzes Bier vom Bahnhofe, der Herr Professor trinkt nur schwarzes Bier!“

Und dabei war der Pfarrer in die Küchentür getreten.

„Ach, da ist ja deine Mutter gekommen, nun, grüß' Sie Gott, Frau Niedzella, was bringen Sie Gutes?“

Der Pfarrer hatte die Thür hinter sich offen gelassen, und als der Professor hörte, es sei Besuch

in der Küche, dachte er, es könnte eine neue Studie abgeben, und erschien wie von ungefähr hinter dem Pfarrer in der Küchentür.

Barbara zupfte ihre Mutter am Tuch. „Der fremde Professor“, sagte sie warnend.

Frau Niedzella knigte, sie war aufgestanden und zog ihr Kopftuch wie ein Attribut ihrer Würde wieder über ihren braunen Scheitel.

„Bitte schön, Herr Pfarrer, nehmen nicht übel, bin ich ja gekommen zu die Barbora“, sagte sie in hart klingender deutscher Sprache. Sie trat auf den Pfarrer zu und küßte ihm die Hand. „Möchte ich ja Herrn Pfarrer sehr schön bitten, daß Sie möchten die Barbara lassen zu Hause gehen, brauche ich sie schon sehr und kommt sie schon in die Jahre, muß sie heiraten!“

„Aber, Frau Niedzella, das hat doch keine solche Eile —.“

Barbara, der die Tränen von vorhin noch in der Kehle saßen, fing wieder zu weinen an, denn die Rede der Mutter jagte ihr einen großen Schrecken ein. Sie dachte, sie würde gleich fort müssen und würde den Aloys nicht zu sehen bekommen. So schluchzte sie laut auf und rief:

„Ich kann nichts dafür, Herr Pfarrer, aber heut' und morgen gehe ich auch noch nicht, denn der Herr Pfarrer kämen ja in die größte Verlegenheit.“

Der Pfarrer meinte, ein paar Tage müßte die Frau Niedzella sich freilich noch gedulden und fragte

ein wenig weiter. Da kam denn die Geschichte von dem günstigen Verkauf des Adlers heraus.

„Ei, ei“, machte der Pfarrer und erzählte seinem Gast, wie der Bau des Oderhafens das ganze benachbarte arme Dorf plötzlich zu einem wohlhabenden Ort umgestalte. Der Gast spitzte die Ohren — er witterte ein besonderes Studienobjekt und fragte, ob man da nicht 'mal hinfahren könnte. Der Pfarrer nickte und versprach Frau Niedzella, daß er ihr selbst die Barbara hinbringen würde, sobald er einen Ersatz gefunden hätte.

Der Professor wandte sich an Barbaras Mutter.

„Wie Sie plötzlich so viel Geld bekamen, haben Sie da nicht den Gedanken gehabt, in die Stadt zu ziehen, wo man doch so viel bequemer lebt?“ fragte er aushorchend.

„Ja, gnädiger Herr“, antwortete Barbaras Mutter.

„Das ist der Trieb des Landvolkes nach den großen Städten hin“, bemerkte der Professor zum Pfarrer. Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„I, Frau Niedzella, dahin würden Sie ja gar nicht passen.“

„Ja, ja, Herr Pfarrer!“ und wieder lächelte sie so freundlich als möglich.

„Und dann würden Sie gewiß auch gern Ihre Tochter da an einen feinen Herrn aus der Stadt verheiraten?“ forschte der Professor weiter, und Barbara riß die Augen verwundert auf, als die Antwort ihrer Mutter wieder: „Ja, gnädiger Herr!“ lautete.

Als die Herren die Küche verlassen hatten, fragte sie:

„Aber Mutter, warum habt ihr denn jetzt ganz anders gesprochen als vorhin?“

Die Mutter ließ das Kopftuch wieder fallen und lachte.

„Au, solchen Herren wird man doch nicht „nein“ sagen? Wenn man „ja“ sagt, denken sie, sie haben immer recht und das freut sie!“

Der Professor aber bemerkte:

„In der jungen Person war doch noch eine gewisse Dankbarkeit, sie weinte, als die Mutter sie plötzlich aus diesem Hause holen wollte. Die Alte dachte offenbar nur noch an ihr Geld. Diese Anhänglichkeit ans Haus ist übrigens etwas, das auch manchen Tieren eigen ist — den Katzen zum Beispiel.“

*

*

*

Am Abend, als die Wirtschafterin zurückgekehrt und das Pfarrhaus längst geschlossen war, sprang Barbara durchs Küchenfenster hinaus, und da sie auch die Gartentür geschlossen fand, kletterte sie über den Zaun, denn es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte den Alloys sehen. Als sie vorhin das Bier geholt, hatte sie erfahren, daß er wirklich gekommen war, und nun wußte sie, wo sie ihn zu suchen hatte. Schon von weitem sah sie, daß noch Licht hinter dem Fenster des Hauses brannte, in dem der alte Dienzef ge= storben war. Dorthin lief sie. Ein Hund sprang ihr

bessend entgegen, aber sie rief ihn beim Namen, und er kannte sie, denn sie hatte öfter nach dem kranken Alten gesehen in der letzten Zeit.

Sie sah durchs Fenster.

Der Alloys und seine Brüder hoben gerade den toten Vater aus dem Bett, um ihn in den mitten in der Stube stehenden Sarg zu legen. Denn sie wußten, morgen würde das ganze Dorf kommen, um ihn anzusehen, da mußte noch in der Nacht alles in Ordnung gebracht werden. Barbara schlug das Zeichen des Kreuzes. Der Hund fing an zu heulen, als wüßte er, was da drinnen mit seinem toten Herrn geschähe. Barbara sprach leise zu ihm und streichelte ihn. Dann, als sie sah, daß der Alte nun in seinem Sarge lag, trat sie ein.

Sie und der Alloys drückten einander die Hand und sie erklärte, weshalb sie nicht früher hätte kommen können. Kein Liebeswort und kein Kuß wurde zwischen ihr und dem Alloys gewechselt, auch als die Brüder das Zimmer verließen, um die Fichtenreiser zu holen, die vor dem Hause lagen und mit denen sie den Sarg schmückten. Aber dann, als alles fertig war, geleitete der Alloys die Barbara vor die Thür.

Da sagte sie: „Ich lese dein Gedicht alle Tage, ich kann es schon auswendig.“

„Ach, Barbara, Kochanka“ (Geliebte), antwortete er, „sie sagen ja, deine Mutter hat so viel Geld bekommen, daß ich nicht mehr gut genug für dich bin. Denn geerbt hab' ich nichts vom Vater, und wenn ich

vom Militär zurückkomme, muß ich als Knecht wohin gehen.“

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals:

„Keinem andern werde ich gut sein, bis ich still im Sarge liege wie dein Vater da drinnen.“

Da küßte er sie und brachte sie zurück bis an den Pfarrgarten und sie kletterte über den Zaun und durch das Küchenfenster; aber vorher warf sie noch einen Blick nach dem Lichtschein, der aus des Professors Stube drang und dachte: „Ja, schreib' du nur, daß die Liebe bloß für die vornehmen Leute ist!“ Und dabei lachte sie, obgleich sie ein schlechtes Gewissen deswegen hatte, denn man soll nicht lachen, wenn man gerade von einem Toten kommt.

Vierzehn Tage später fuhr sie in der Brizka mit dem Pfarrer und dem Professor zu ihrer Mutter. Sie saß vorn auf dem Bock neben dem Kutscher und ärgerte sich, daß sie der Mutter nicht hatte Nachricht geben können von ihrem Kommen. Aber der Pfarrer hatte sich erst kurz vorher entschlossen, sie hatte gerade nur noch Zeit gehabt, ihre Sachen zu packen. Wer weiß, wie sie es nun treffen würden!

Der Weg ging durch tiefen Sand mitten durch einen Kiefernwald, und dann kam ein Kartoffelfeld, und hinter dem Feld sah man es sonderbar aufragen, mitten zwischen Kiefern und Kartoffeln, einen Wald von schlanken Schiffsmasten. Barbara kannte das Bild schon, ihr fiel es nicht auf, aber der Professor konnte sich gar nicht darüber beruhigen. Jetzt bogen

sie auf einen chauffierten Weg ein, den eine Akazienallee begrenzte, zierliche Häuser mit altdutschen Giebeln und italienischen Veranden, die so neu aussahen, als habe man sie gestern aus einer großen Spielzeugschachtel ausgepackt, begannen hinter den Akazien aufzutauchen. „Hafenstraße“ stand auf einem Plakat an einem der Bäume, und „Vereinigte Schiffsrhederei“ leuchtete es in großen Buchstaben vom nächsten Gebäude, während ein Gartentor die Inschrift zeigte: „Biergarten zum fröhlichen Matrosen“.

Die Britzka fuhr vorbei an dem jungen Hafen, der so angefüllt war mit Schiffen aller Art, als genüge er jetzt schon nicht dem wachsenden Verkehr, vorüber an großen Lagerplätzen von Kohlen und Hölzern und an langen Reihen neuer Häuser. Es war, als könne der werdende Hafenort nicht schnell genug aus dem Binnenlande herauswachsen, ein solches Leben, eine solche offenbare Wachstumsfreudigkeit erfüllte ihn. Erst in dem Maße, in dem man sich vom Hafen entfernte, nahm die Straße wieder den landläufigen Charakter an. Da stand ein hölzernes Kruzifix am Wege, daneben ein Schilderhäuschen für den Nachtwächter, dann in buntem Durcheinander die alten hölzernen und die neueren, von Ziegel- und Kalksteinen gebauten Häuser eines Dorfes. Von ihrem erhöhten Sitz aus sah Barbara das Haus ihrer Mutter schon von weitem, und sie errötete dabei, denn gerade schien Frau Niedzella sich ihre Wäsche

eingerrichtet zu haben. Rings um das von dunkelbraunen Holzbalken zusammengefügte Haus hingen gelbe und rote Röcke und blaue Schürzen an langen Schnüren und gaben dem kleinen Anwesen ein wunderbar buntcs Gepräge.

Als die Brigka vor dem braunen, mit einem mächtigen blauen Kreuz bemalten Holzzaun hielt, der das Haus umgab, kam Barbaras Mutter herausgelaufen.

„Jesus Maria!“ rief sie im ersten Augenblick erschrocken, als sie sah, wer da alles mitkam, aber dann trocknete sie schnell die Hände an ihrer Schürze und lief zur Brigka, um dem Herrn Pfarrer die Hand zu küssen und denselben Versuch beim Herrn Professor zu machen, der aber mit einem entsetzten: „Bei Leibe nicht!“ die Hände in die Luft hielt. Von Barbara nahm sie gar keine Notiz, was der Professor in Gedanken als „mangelhaften Familiensinn, ähnlich dem Tiere, das das erwachsene Junge nicht mehr beachtet“, vormerkte.

Der Pfarrer, der sich ein paarmal mit seinem Gast über „die Volksseele“ veruneinigt hatte und seitdem den „Studien“ des gelehrten Herrn lieber fern blieb, teilte nach einigen Begrüßungsworten an Barbaras Mutter mit, daß er einstweilen seinen Amtsbruder auffuchen wolle, der Professor möge ihn im Pfarrhaus zur Hafenbesichtigung abholen. Darauf fuhr er weiter, der Professor klemmte sein Augenglas auf die Nase und umschritt das Haus

mit der Bemerkung, er wolle sich ein bißchen bei Frau Niedzella umsehen.

„Da ist ja nicht viel zu sehen, bin ich doch bloß armes Frau“, sagte Barbaras Mutter.

Der Professor machte sein leutseligstes Gesicht und fragte:

„Nun, und dieses ganze Anwesen wollt ihr jetzt wohl bald verkaufen, um in die Stadt zu ziehen?“

„Ja, ja“, antwortete Barbaras Mutter, einen der roten Röcke, der sich von der Leine gelöst hatte, befestigend.

„Und eure Tochter wollt Ihr so bald als möglich verheiraten?“

„Ja, ja!“

Gerade kam Barbara, die ihre Sachen ins Haus getragen hatte, wieder vor die Thür. Der Professor wandte sich nun zu ihr:

„Und Ihnen ist es wohl ganz egal, wen die Mutter ihnen zum Manne aussucht, wenn er nur auch Geld hat?“

„Freilich, mir ist alles egal“, behauptete Barbara nach einem Blick des Einverständnisses auf ihre Mutter.

„Hm“, machte der Professor.

Die Mutter hatte eine Hand voll Gras abgerissen, das sie in den Ziegenstall warf.

Der Professor guckte auch da hinein.

„Es sind ja bloß ganz schlechte Tiere, nicht viel wert“, behauptete Barbaras Mutter, „zwei Kühe sind

sich auch nichts wert, stehen dort in Schuppen, machen bloß Maul auf und fressen, ja, ja, ist sich schon so in der Welt."

"Charakteristisch: Unzufriedenheit", notierte der Professor in Gedanken.

Er warf noch einen Blick in die Stube, dann folgte er dem Pfarrer.

"Er denkt ja, ich bin ein dummes Weib", sagte Barbaras Mutter lachend, „aber er ist ja selber dumm. Die Kühe sind sehr schön, und bessere Ziegen mit größeren Eutern gibt es nicht weit und breit, und Milch geben sie, wie die Kühe! Aber der versteht ja nichts, das ist bloß so einer aus der Stadt."

"Und denkt, ich werde den ersten besten heiraten", brummte Barbara.

Die Mutter sah sie von der Seite an.

"Heute habe ich einen Brief bekommen von dem Mloys, da schreibt er, daß er gehört hat, ich brauche einen Mann zur Hilfe in die Wirtschaft. Und im Herbst, wenn er freikommt vom Militär, möchte er als Knecht zu mir kommen!"

"Mutter!" rief Barbara mit glühenden Wangen und erwartungsvollen Augen.

"Nu, ich werde mir's noch überlegen", sagte die Mutter, aber sie lachte dabei so ein bißchen unter ihrem Tuche, das sie sich über die Stirn gezogen hatte. „Der Karl, der mir doch helfen sollte, der kommt nicht, denn der bekommt jetzt drei Mark auf den Tag von der Fabrik, wo er arbeitet. Wie ich jung

war, da gab's so was nicht, und ich kann ihm doch das nicht geben. Au, ich werde sehen, wie die Kartoffelernte sein wird und wie sich das macht zum Herbst!"

Barbara hatte die Ärmel aufgestreift und begann die trockene Wäsche von den Leinen abzunehmen, als sei sie nur gerade dazu nach Hause gekommen.

„Aber Geld wollte der Karl haben“, fuhr die Mutter fort, „ein Wirtshaus wollte er pachten. Da habe ich den Schullehrer gebeten, daß er ihm schreiben soll: wenn er soviel verdient, soll er bleiben wo er ist, bei mir gibt's nicht so viel, und wenn ich jetzt Geld bekommen habe, so habe ich mich dafür auch gequält im Leben, und nie habe ich drei Mark täglich gekriegt. Wirtshäuser gibt's genug, wo sich die Leute betrinken können, und wer nicht für mich arbeitet, der kann warten, bis ich tot bin, ehe er was von dem Gelde kriegt.“

Barbara beugte sich über die Wäsche.

„Ich werde auch gleich anfangen zu plätten, Mutter“, sagte sie, „das habe ich fein gelernt bei der Pfarrerswirtin.“

Die Mutter nickte und ging in den Stall, um die Kühe zu melken. Barbara aber gingen sonderbare Gedanken durch den Kopf, während sie den Bolzen zum Plätten ins Feuer legte, und beim Plätten waren es immer ein paar Reihen von Worten, die sie wiederholte, 'mal so, 'mal so, immer mit kleinen Veränderungen. Die Pfarrwirtin hatte ein schönes

Buch mit Gedichten gehabt, und seit der Alloys Barbara ein Gedicht gemacht hatte, dachte Barbara Tag und Nacht darüber nach, wie sie wohl auch so was zustande bringen könnte. Aber deutsch mußte es sein, wie dem Alloys seine Verse. Sie konnte doch deutsch lesen, von der Schule her, und so buchstabierte sie in dem Gedichtbuch der Wirtin herum, bis einzelne Klänge ihr im Ohr blieben, die vermischte sie dann mit ihren eigenen Gedanken, und jetzt, wo sie wußte, die Mutter würde den Alloys im Herbst ins Haus nehmen, da war sie im Reinen mit sich: jetzt mußte der Alloys auch ein Gedicht von ihr haben.

Am Sonnabend holte sie sich Tinte, eine Feder und einen schönen Briefbogen vom Kaufmann, und als die Mutter am Sonntag ausgegangen war, da setzte Barbara sich an den großen Tisch, den sie vorher blank gescheuert hatte, und schrieb:

„Sollt' vor der Hochzeit sterben ich,
Du treuer Freund, da weine nicht,
Da soll du liebster Alloys mein
Mein letztes Wort dein Name sein.“

Barbara las die Verse laut, und sie schienen ihr so schön, daß ihr die Augen dabei feucht wurden.

„Wird der sich freuen“, sagte sie. „Und — wenn der Professor das wüßte!“

Und sie malte sich in Gedanken aus, wie sie eine rote, weiß ausgenähte Jacke und eine breite, hellgrüne Seidenschürze tragen wollte an dem Tage, an dem der Alloys kommen würde.

„Sollt' vor der Hochzeit sterben ich,
 Du treuer Freund da weine nicht“ — —
 wiederholte sie halblaut — aber sie dachte nicht ans
 Sterben, sie dachte an die hellgrüne Seidenschürze!

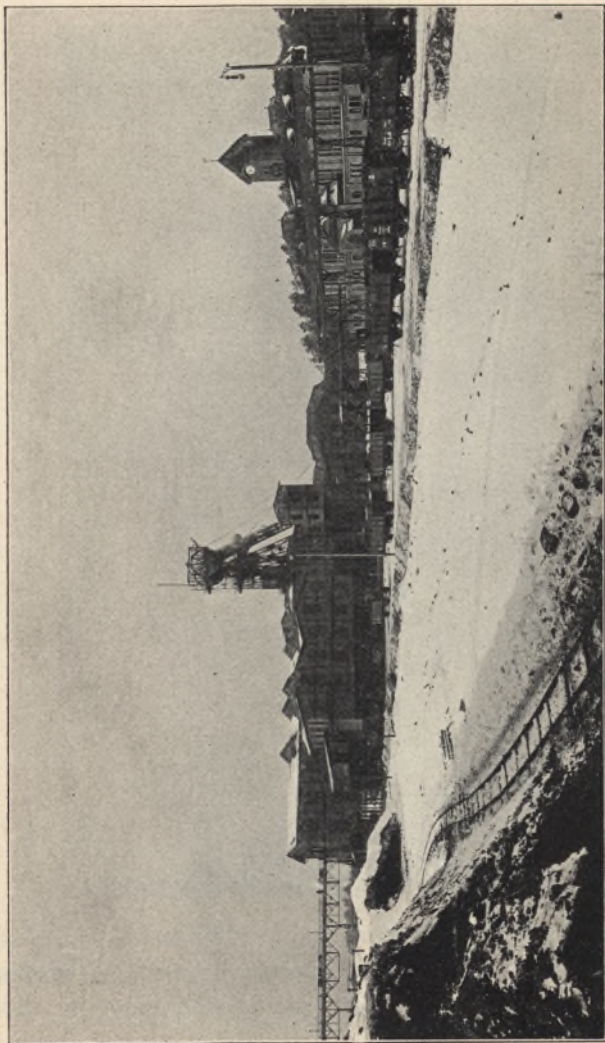


Wohnungsverhältnisse und Wohlfahrtseinrichtungen im ober-schlesischen Industriebezirk.

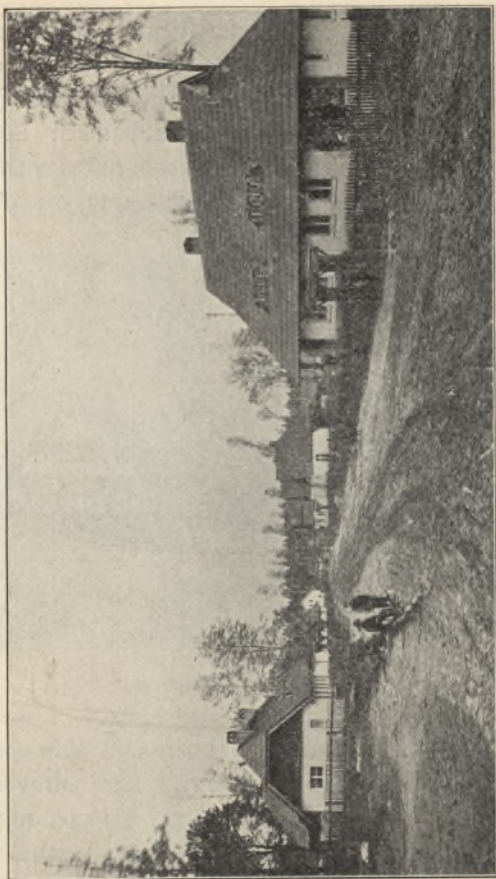
Wohnungsverhältnisse und Wohlfahrtseinrichtungen im ober-schlesischen Industriebezirk.

Unter den Wohlfahrtsproblemen, an denen unsere Zeit so reich ist und an deren Lösung so viel gearbeitet wird, nimmt das Heim der Arbeiterfamilie einen ersten Platz ein. Geht doch aus ihm die kommende Generation hervor, und sind doch die ersten Eindrücke, die das Kind empfängt, so oft maßgebend für das spätere Leben. Als unsere Industrie in den siebziger Jahren den großen, unerwarteten Aufschwung nahm, das Bedürfnis nach großen Mengen von Arbeitern rege wurde, hatte man meist keine Zeit, über dieses Problem nachzudenken, und suchte zunächst nur möglichst viele Menschen auf möglichst wenig Raum zu vereinen, um sie in der Nähe der großen Arbeitszentren zu haben. Um diese Bewegung von einem bestimmten Punkt aus beobachten zu können, wähle ich den ober-schlesischen Industriebezirk, weil er mir am nächsten liegt. Da entstanden zunächst Reihen von hohen, kasernenartigen Gebäuden, die, wie ein Bienenstock, erfüllt waren von Arbeiterzellen, d. h. von kleinen Wohnungen für Arbeiterfamilien. Welche

Abelstände mit solch vielstöckigem Hause zusammenhängen, das gemeinsame Treppen, Flure und Wascheböden hat, auf denen die vielen Bewohner sich begegnen, stören, ärgern und streiten können, liegt auf der Hand. Ebenso die Schwierigkeiten, die es Kränklichen, Alten und Schwachen verursacht, wenn sie die freie Luft oder die Arbeitsstelle nur mit Überwindung vieler Treppen erreichen können. Kleine Kinder bleiben dann, wenn der Vater dem Erwerb, die Mutter treppauf — treppab ihren häuslichen Beschäftigungen nachgeht, in der dumpfigen Stube eingeschlossen, verkümmern aus Mangel an Luft und Sonne; und Pflanzen und Haustiere — die natürlichen Freunde des Kindes — bleiben ihm fremde Dinge, die es nicht lieben lernt, sondern, wenn es später damit in Berührung kommt, zu zerstören oder zu quälen sucht. Der Arbeiter, der beim Schichtwechsel müde nach Hause kommt, findet eine abgehezte, durch die Mitbewohner vielleicht verärgerte Frau und grämliche, oft kränkliche Kinder in seinem ungemütlichen Heim. Was Wunder, wenn er zur tröstenden Schnapsflasche greift, oder auf Frau und Kinder, die ihm die notwendige Ruhe stören, losschlägt. Das ist eine trübe, giftige Atmosphäre für junge Menschenpflanzen! Sehr bald empfanden die Verwaltungen der Hütten und Gruben die Mißstände, die diese Arbeiterkasernen mit sich brachten; man fing an, kleinere Häuser, Gartenland und Ställe für die Arbeiter einzurichten, ihnen auch durch amortisierbare Darlehen die Möglichkeit



Carmichael der Konf Giesche- und Reserve-Grube.



Gieschewald: Bergarbeiterhäuser in der Försterstraße.

zu geben, eigne Häuser zu erwerben. Letzteres bewährte sich wenig, da die Spekulation sich einmischte; aber mit dem Bau neuer, zweckmäßigerer Arbeiter-

häuser wurde rüstig fortgeschritten. Manchmal zu energisch! Ich erinnere mich z. B., daß in einem Arbeiterdorfe, das durchweg neuere, massive Häuser hatte, zwei Holzhäuser mit Strohdächern übriggeblieben waren, aus der Zeit, wo der Ort noch von landwirtschaftlichem Betriebe lebte und die Grube,



Gieschewald: Janowstraße.

deren Belegschaft jetzt hier wohnte, noch nicht eröffnet worden war. Die Häuser waren nach altoberschlesischer Art gebaut: ein Hausflur mit gestampftem Estrich in der Mitte, rechts und links je eine Stube und Kammer ebenfalls ohne Bretterfußboden. Bewohnt wurden sie von einem alten Paare und mehreren alten Frauen, die als Wäscherinnen, Aushilfen und dergleichen ihr Brot verdienten. Nun hatte die Bau-



Gieschewald: Die drei Schulgebäude.

Kommission beschlossen, die alten Baracken, die das neue Dorf verunzierten, abzureißen. Als der Landrat mit dem Baumeister hinkam, um das endgültige

Todesurteil über die alten Häuser zu fällen, entspann sich eine geradezu tragische Szene mit den Insassen, und kein Hinweis darauf, daß die Häuser baufällig und ungesund seien, half.

„Ungesund?“ riefen die alten Weiber entrüstet, „sind sie nicht warm im Winter, und können wir nicht im Sommer auf der Schwelle sitzen und uns sonnen?“

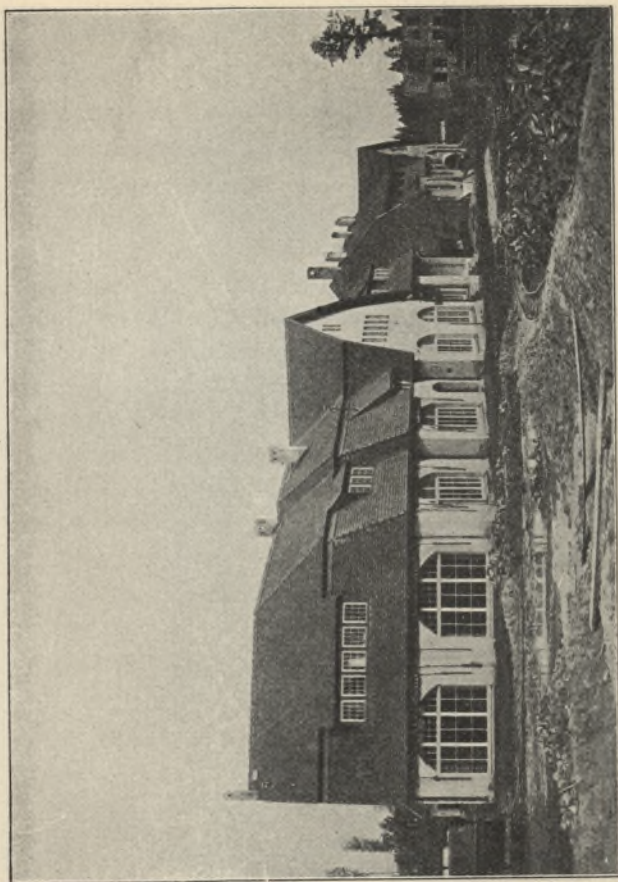
„Und sind wir hier nicht alle alt geworden und gesund geblieben“, sagte der alte Mann, „hier, wo wir mit einem Schritt im Freien sind! Sollen wir jetzt drei Treppen hoch ziehen, oder in ein dumpfiges Kellergeschoß, wo wir keine Sonne haben?! Wir werden alle sterben, wenn wir hier heraus müssen!“

Und die Weiber echoten: „Wir werden bald alle tot sein, wenn die Häuser fort sollen!“

Dennoch wurden die Häuser weggerissen.

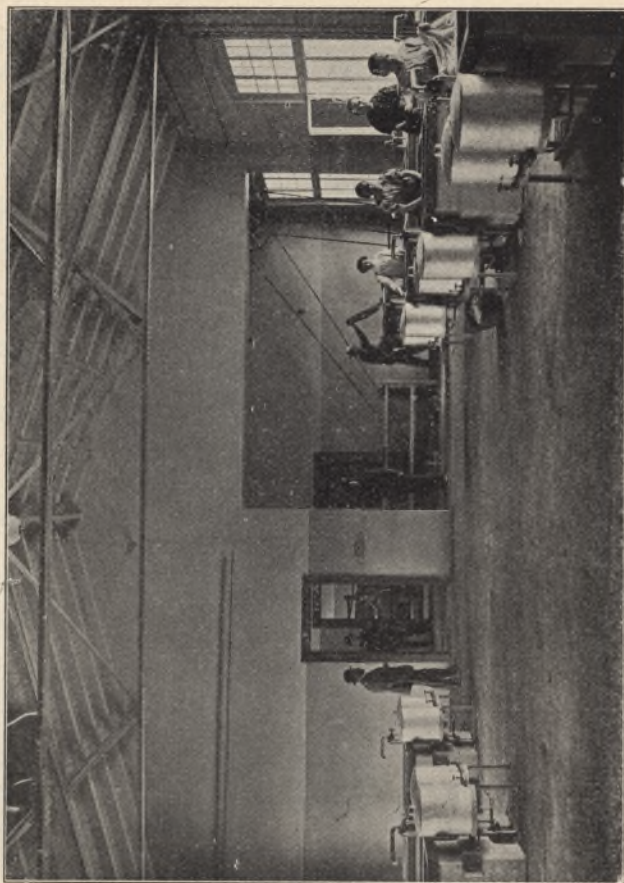
Aber der Gewohnheit des Volkes, zu ebener Erde zu wohnen in unmittelbarer Berührung mit „draußen“, hat man neuerdings bei dem Bau von Arbeiterhäusern an verschiedenen Orten Rechnung getragen.

Die neueste Schöpfung in dieser Beziehung ist wohl die Kolonie „Gieschewald“ zwischen Myslowitz und Kattowitz. Auf Anregung des Generaldirektors von „Georg von Giesches Erben“, des Geh. Bergrat Uthemann, ist dieses Musterdorf für die Belegschaft des, derselben Gesellschaft gehörigen Carmereschachtes der Gieschegrube bei Schoppinitz gebaut worden. Die Häuser stehen alle frei, von kleinen Gärten und Höfen mit Ställen umgeben, und sind nach dem Stil des



Gieschewald: Warenhaus, Fleischerei und Bäckerei.

altoberschlesischen Zweifamilien-Bauernhauses gebaut, nur daß dieser Stil hier erheblich nach der Seite der Hygiene und auch der Schönheit idealisiert ist.



Gießewald: Inneres des Waschhauses.

Das altoberschlesische Stroh- oder Moosdach ist durch Schindeldächer ersetzt, die durch Imprägnierung feuer-
sicher gemacht wurden. Der Wald umgibt das ganze



Wieschewald: Wohnstube eines Oberförsters.

Dorf und reicht mit einzelnen Bäumen noch zwischen die Häuser. Etwas erhöht, inmitten eines kleinen Waldparkes, liegt die Oberförsterei und das Arbeiter-

und Beamtenkasino. Weiter unten gibt es einen großen Fleischerladen mit Kühlraum usw., eine Bäckerei, sonstige Läden, Schulen, Beamtenhäuser, eine große Waschanstalt und Zweifamilienhäuser für mehr als 1000 Arbeiter. Die Kolonie, für welche schon im Jahre 1910 über fünf Millionen Mark



Gieschewald: Bergarbeiterhäuser in der Ringstraße.

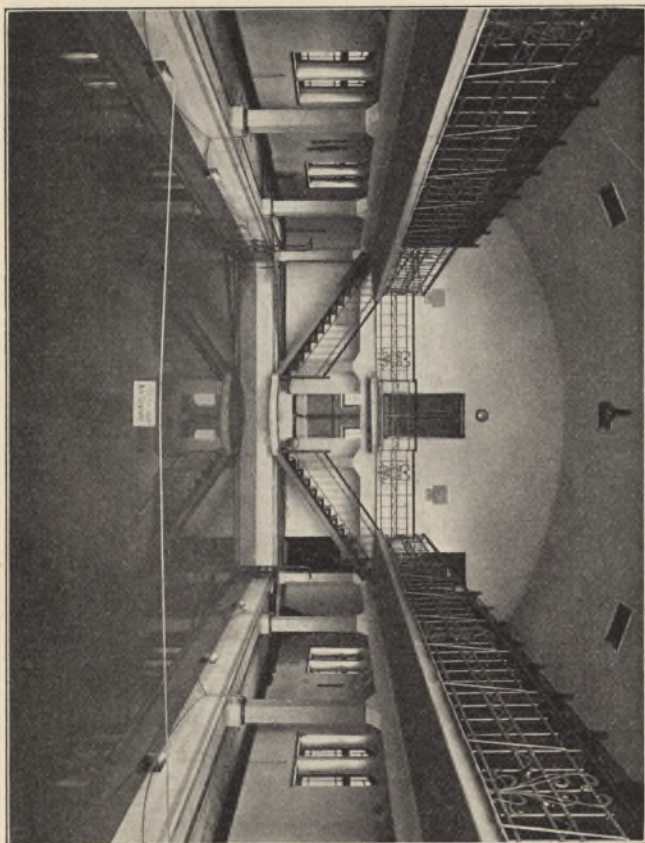
aufgewendet worden waren, wird stetig erweitert. Sobald ein Haus fertig ist, melden sich auch schon Bewerber dafür — ein Beweis, wie diese Bauart dem Bedürfnis entspricht. Und man stelle sich das Leben der Arbeiterfamilie hier im Vergleich zum Kasernenhaus vor. Während der Mann unter der Erde arbeitet, hat die Frau ihren kleinen Garten zu bestellen, das Flügelvieh, die Ziege, vielleicht auch ein Schwein zu füttern. Die Kinder gehen ihr dabei zur Hand oder



Hallenschwimmbad Saurahütte.

sehen wenigstens zu und lernen unbewußt, daß Pflanzen und Tiere auf die Pflege des Menschen angewiesen und dankbar dafür sind. Die enge Stube ist erweitert,

Fallen schwimmbad Kautschütte.



Garten und Hof gehören dazu, und kommt der Vater nach schwerer Arbeit nach Hause, so findet er ein behagliches, wohnliches Heim. Dieser Stil des kleinen

Bauernhauses findet immer mehr Nachahmung und wird sicher ein erziehliches Moment für die künftige Generation abgeben.

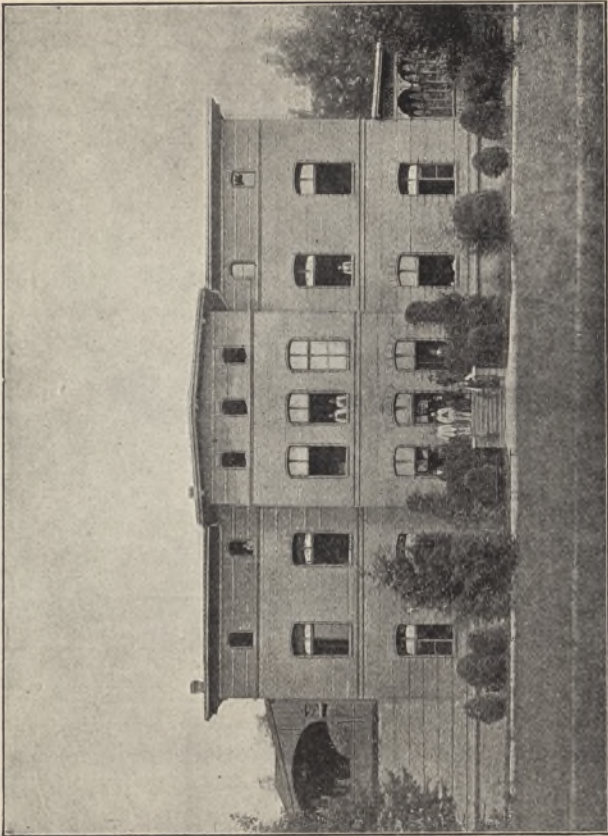
Für die Junggesellen sind hier, wie überall im Industriebezirk, Schlafhäuser vorgesehen, wo die Leute



Koch-, Haushalts- und Spielschule in Bielschowitz.

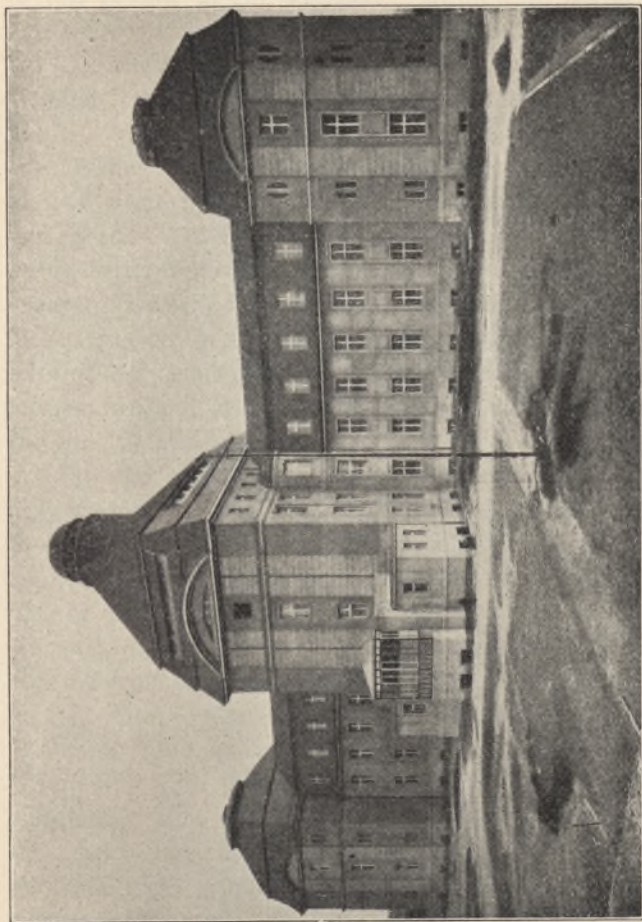
erheblich billiger, als es sonst ortsüblich ist, wohnen.

Da der ganze Industriebezirk fast überall reichlich mit Wasser versorgt ist, sind auch allenthalben Bäder für die Arbeiter errichtet worden. Ich erinnere mich, daß mir Anfang der achtziger Jahre ein Brausebad in der Bismarckhütte mit Stolz als Neuierung gezeigt wurde. Heute sind sie auf allen größeren



Knappschäftliches Kurhaus in Goczalfowiß.

Werken zu finden und aufs praktischste eingerichtet. Der Arbeiter steht auf einem durchlässigen Lattenboden und läßt sich von der Douche abbrausen. Das ist eine gründliche Reinigung und erfordert dabei nicht



Knappschafts-Lazarett in Rudolfsheim.

so viel Wasser als ein Vollbad. Anfänglich wurden die Bäder verhältnismäßig wenig benutzt. Seitdem hat der Kulturzustand sich so gehoben, daß heute so ziemlich jeder Grubenarbeiter sein Brausebad verlangt. Aber auch große Voll- und Bassinbäder gibt es. Ferner sind Volksparks allenthalben entstanden, so daß nicht nur, wie früher, die Direktionshäuser von Parks oder Gärten umgeben sind, sondern auch die Arbeiterfamilien sich an freien Tagen im Grünen ergehen können. Koch- und Haushaltungsschulen sorgen für die so notwendige hauswirtschaftliche Anleitung der heranwachsenden Arbeitertöchter, Spielschulen nehmen den Müttern einen Teil der Sorge für die Kleinsten ab.

In der schon erwähnten Donnersmarchhütte schließt sich an den Volkspark eine Promenadenstraße, deren schmucke, von Gartenanlagen umgebene Häuser sämtlich Wohlfahrtseinrichtungen enthalten. Da ist eine Handfertigungs-, Haushalts-, Näh-, Fortbildungs-, Kunstgewerbe- und Gartenbauschule, eine Turnhalle, eine Volksbibliothek, ein Kindergarten, das schon an anderer Stelle erwähnte Bassinbad und endlich ein stattlicher Feuerwehrschuppen. Ein Hüttenarzt unterweist die Feuerwehrleute im Sanitätsdienst, und es befinden sich auf dem Werk Unfallstationen, auf denen die erste Hilfe durch diese angelernten Feuerwehrleute geleistet wird. An der Promenadenstraße steht auch das „Arbeiter- und Beamtenkasino“, das wohl

auf keinem größeren Werke fehlt. Es dient Bildungs- und Erholungszwecken für Arbeiter und Beamte, enthält außer den Restaurationsräumen ein Lesezimmer, in dem viele Zeitungen und Zeitschriften ausliegen, und einen Saal, der 800 Personen faßt. Hier werden wissenschaftliche Vorträge, Konzerte, Theateraufführungen und Volksunterhaltungsabende abgehalten. Ähnliche Einrichtungen findet man auch auf allen anderen großen Werken.

1776 begründete Friedrich der Große weitsehend und vorsorglich das Schlesische Hauptknappschafts-Institut. Aus diesem ging der Oberschlesische Knappschaftsverein hervor. Er erfüllt bei den ihm angehörenden Mitgliedern die aus dem Krankenversicherungsgesetz begründeten Leistungen, gewährt bei eintretender Invalidität Pensionen und unterstützt die Witwen und Waisen seiner Mitglieder. Dem Verein gehören zwölf Lazarette und das Kurhaus im Bade Goczalkowiz. In welcher Art Knappschaftslazarette jetzt aufgebaut werden, zeigen die Bilder.

Gewiß ist der Beruf des Gruben- und Hüttenarbeiters schwer, und gewiß gibt es hier wie überall Menschenleid und Weh. Immerhin verdient das, was von seiten der Verwaltungen geschieht, um das Leben des Arbeiters zu erleichtern, höchste Anerkennung.





Morgenandacht auf Bleischarleygrube.

In Sommerglut.



In Sommerglut.

Heiß brannte die Sonne über dem Flußthal. Das Wasser strömte keine Kühlung mehr aus, welch schien das Gras an den Böschungen der Dämme, und regungslos streckten die einzelnen Eichen, die dort standen, ihre Zweige der Sonne entgegen; kein Blatt bewegte sich daran, kein Käfer summt darüber hin, es war, als habe die Hitze jede Lebensregung ertötet; nur schwer und schwarz wälzte sich der Rauch aus einem mächtigen Ziegelofen über den Damm. Aus einem der Schuppen, die den Ofen umstanden, klang ein kurzes, rauhes Wort und das Kreischen eines Schubkarrenrades. In offenen Arbeitshemden, die einen Teil der Brust und die Arme freiließen, standen dort ein halbwüchsiger Bursche, der Führer des Lehm= Schubkarrens, und ein großer, sonnenverbrannter junger Mensch, der ungeachtet der Hitze mit maschinen= hafter Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit den frischen Lehm in die Ziegelform strich, diese über einem Brettchen umwandte, mit der Hand darüber fuhr und den gepreßten Ziegel auf das Gestell zum Trocknen schob. Der Schubkarrenführer sah ihm einen Augenblick

verwundert zu und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wenn ich du wäre, Peter, ich arbeitete nicht so“, sagte er in der, unter dem Landvolk der Gegend üblichen polnischen Sprache; „dein Vater hat doch Geld!“

„Schweig, Tomek, was weißt du von meines Vaters Geld!“ herrschte ihn Peter an.

„Au, was sie alle wissen, er hat's beim Landrat auf der Sparkasse — und dumm bist du, daß du's nicht besser hast als wir andern.“

„Mach', daß du mir frischen Lehm bringst — oder soll ich etwa auf dich warten?“ schrie der andere ihn an.

Tomek suchte die Achseln und rollte seine Schubkarre aus dem schwülen Schatten des Schuppens hinaus in die sengende Sonnenglut, dem „Tonschneider“ entgegen, in dem der Lehm vorbereitet wurde.

Mit gerunzelten Brauen strich Peter seine Lehmformen, daß sie förmlich unter seinen Händen hervorflogen. Die Lippen hatte er fest aufeinander gepreßt, und eine Glut, die nicht bloß von der Arbeit herkam, färbte seine Stirn dunkler.

Endlich war es Feierabend. Die Arbeiter verließen die Ziegelei. Als der letzte ging auch Peter. Hinter der Oder stand eine schwarze Wetterwand. Dahinter versank die Sonne glührot; aber kein kühlerer Hauch ging über das Feld. Die Luft blieb schwül

und schwer — schwül und schwer wie Peters Gedanken.

Tomeks Worte hatten eine wunde Stelle in ihm getroffen: der Knabe hatte auch gerade nötig, von dem Gelde zu sprechen, als ob Peter nicht ohnehin schon genug daran gedacht hätte!

Ein Heuwagen kam ihm entgegen. Eine Kuh und ein Pferd zogen ihn gemeinschaftlich, und neben dem sonderbaren Gefährt schritt ein Mädchen und lenkte es. Sie war nicht viel kleiner als Peter, ein rotes, halb über die Stirn gezogenes Tuch beschattete ihr Gesicht, aus dem ein Paar tiefblaue, von schwarzen Wimpern umrandete Augen scharf und klar hervorblickten, während ein kaum merkbare Lächeln um den vollen Mund spielte. Sie hatte Peter schon von weitem erkannt, aber sie schien ganz mit ihrem Gespräch beschäftigt, bis sie so dicht vor ihm stand, daß er auf dem schmalen Wege nicht anders ausweichen konnte, als indem er in den trockenen Graben zur Seite trat. Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er erst jetzt das Mädchen erblickte.

„He, Sefla“, rief er ihr zu, „willst du einen guten Christen überfahren?“

Seine Stimme klang ein wenig unsicher bei dem Scherzwort, als bebte freudiger Schreck und verhaltene Leidenschaft darin.

Sie blickte ihn kaum von der Seite an, obgleich das Blut in ihren Wangen brannte und in ihren Schläfen pulsierte, während sie ihm so nahe stand, daß

er nur die Arme hätte auszustrecken brauchen, um sie an sich zu ziehen.

„Wenn der gute Christ keine Augen zum Sehen und keine Ohren zum Hören hat, was kümmert's mich, wenn er unter die Räder kommt!“ antwortete sie trotzig und trieb ihr Gespann an.

„Sefla!“ rief er, und seine harte Hand lag auf ihrem vollen braunen Arm und hielt sie fest.

„Wirfst du mich loslassen!“ Ihre Augen blitzten ihn an in Liebe oder Zorn — er konnte es nicht unterscheiden.

„Sefla“, begann er wieder, und seine Stimme klang heiser vor Erregung, „ist's wahr, daß es dir gleich ist, ob ich unter die Räder komme oder nicht?“

„Warum soll es mir nicht gleich sein?“

„Weil — weil du weißt, daß ich nicht leben will ohne dich, daß du mir gehören mußt — m u ß t —.“

Sie stieß ihn zurück.

„Nichts muß ich, wenn ich nicht w i l l , und ich will nicht warten, bis dein Vater etwa stirbt und das viele Geld, von dem die Leute reden, dir gehört; ich will auch nicht mein Leben lang den ganzen Tag arbeiten wie ein Lasttier; ich habe genug an den alten Eltern und den kleinen Geschwistern zu Hause, ich brauche nicht noch einen Mann und eigene Kinder, um mich abzuquälen — ich m u ß nicht, denn ich w i l l nicht!“

Mit einem wilden Aufschrei umschlang er sie und drückte sein heißes Gesicht auf ihr rotes Kopftuch.

„Es ist nicht wahr, Sefla, denn du willst — ich weiß, daß du mich willst — und ich bin stark, ich werde arbeiten für zwei — für mehr, wenn's sein muß; du wirst es gut haben, und der Vater wird nachgeben. Sefla —“.

Sein Mund suchte den ihren; ihr war, als habe all die Hitze des Tages sich in ihre Adern geflüchtet und lohe nun daraus empor als Flamme, ihm entgegen.

„Sefla, du mußt doch —“.

Da sprang der Trotz plötzlich wieder in ihr auf. Nein, Peter sollte keine Gewalt über sie haben, sie hatte es sich alles überlegt heute bei der heißen Feldarbeit: sie wollte es nicht machen wie die andern, sie wollte flug sein und ein besseres Leben haben, und sie konnte es — o, sie wußte genau, sie konnte es!

Mit einer heftigen Bewegung riß sie sich los und sprang auf die andere Seite ihres Gespanns.

„Du Narr, der du denkst, du kannst alles, was du willst, weil ich bloß ein Mädel bin!“ rief sie ihm zu. „Es gibt noch andere als du, und du wirst schon sehen, was ich tue, du wirst schon sehen, daß ich nicht muß, wie du willst!“

Drohend schwang sie die lange Peitsche über dem Gespann nach ihm hin.

„Sefla!“ Sie lachte kurz auf.

„Glaubst du, ich habe nichts besseres zu tun als mit dir zu reden? Und daheim wartet die Mutter, daß ich ihr noch Wasser aus dem Mühlteich hole,

damit sie morgen waschen kann! He, hü!" Sie schwang die Peitsche über den Tieren und folgte dem Wagen.

Peter wollte ihr nach, aber ein paar Arbeiter, die vom Felde zurückkehrten, hatten die Streitenden jetzt erreicht.

"Ho ho, Sefla", rief der eine, "gib nur acht, daß du nicht den Weg verfehlst, wenn du des Abends zur Mühle gehst; der Teich liegt rechts, der Hof liegt links, und der Müller ist im Hofe!"

"Ich werde dich gerade nach dem Wege fragen!" antwortete Sefla, "ich gehe, wohin es mir gefällt, und keiner hat mir etwas zu sagen."

"Lauf nur, lauf nur, wir beißen dich nicht!" rief der Arbeiter ihr nach. Sie blickte sich nicht um und zog ihres Weges.

"Eine wilde Katze, die Sefla!" sagte einer der Arbeiter zu Peter, "aber arbeiten kann sie wie ein Mann."

"Und mit dem Müller ist sie nicht wild", setzte der andere hinzu, "ich habe sie gestern Abend beide gesehen; sie standen bei dem Hen hinter der Mühle, und sie wollte ihm helfen, es einbringen, wenn sie erst mit dem ihren fertig wäre. Na, das hat sie wohl heute besorgt; da kann sie ja morgen zum Müller gehen. Ha ha ha, das wäre ein Spaß, wenn das Mädel den Vornehmtuer kriegte!"

Schweigend ging Peter neben den beiden hin. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Das war

also der „andere“, und deshalb widerstrebte das Mädchen ihm, deshalb!

Der Weg senkte sich zwischen zwei Erdwellen hinab, unten in der Senkung lag der Mühlenteich mit dem stattlichen, neuerbauten Mühlengehöft am Ufer. Und gegenüber, nur durch einen schmalen Wiesenstreifen getrennt, stand das Häuschen von Peters Vater. Peter verließ hier seine Begleiter. Über den schmalen Fußweg, der an der Rückseite des Mühlenhofes vorbeiführte, schritt er dem väterlichen Hause zu. Die Tenne der Mühlenscheune stand offen. Sie machten dort Platz für das Heu, mit dessen Einfuhr sie heut begonnen hatten, und während die grau-grünen Heumassen in der einen Scheunenhälfte aufeinander geschichtet wurden, war die andere bis unter den Dachstuhl mit Stroh vom vorigen Jahr angefüllt. Hinter dem Hof, über der Niederung war die Wolkenwand höher emporgestiegen.

„Das gibt ein Wetter zur Nacht. Hei, wenn ein Blitzstrahl in die Scheune führe, wie all das trockene Stroh und Heu brennen würde!“

Der Gedanke durchzuckte Peter, und in seinen Augen blitzte es auf, als säße hinter seiner Stirn auch ein Gewitter, das bereit war, sich zu entladen.

Peters Gedanken flogen zurück zu dem, was vor sechs Jahren war. Damals gehörte die Mühle seinem Vater. In einer Wetternacht war das Feuer ausgekommen, in der Scheune, und der Sturm hatte es über den Hof gepeitscht, daß alles niederbrannte,

alles! Der Vater war versichert gewesen, man hatte ihm ein schönes Stück Geld ausgezahlt. Aber er wollte den Hof nicht wieder aufbauen. „Der Hof ist verflucht“, sagte er, „da kommt kein Glück mehr hinein.“ Und als am Tage nach dem Brand die halbverkohlte Leiche der alten Maruscha hinter den Trümmern der Scheune gefunden wurde, da hatte er nur mit dem Kopf genickt, als habe er das alles schon gewußt, und der Hof war verkauft worden, während der Alte das Auszugshaus, das er sich vorbehalten hatte, bezog. Der Peter war damals gerade zum Militär eingezogen worden, und die Leute hatten ihm zugeflüstert, was es für eine Bewandnis mit der Maruscha hatte. Der Vater hatte ihr die Ehe versprochen, als er noch jung war, und dann hatte er die Müllerstochter geheiratet, und die Maruscha war mit all den Sachsengängern in demselben Frühjahr fortgezogen. Als sie im Herbst zurückkehrte, wiegte sie einen Knaben in den Armen, dessen Vater sie nicht nennen wollte. Der Knabe gedieh, wurde groß und stark; und die Maruscha ging alle Jahre nach Sachsen und verdiente ein schönes Stück Geld. Mit dem Müller hatte sie nie wieder ein Wort gesprochen, und heiraten wollte sie auch nicht, obgleich mancher Bursche ihr nachging. Ihr Sohn wurde Bergmann, und da geschah das Unglück: bei einem Grubenbrand kam er ums Leben. Die Maruscha ging am selben Tage singend durch die Felder — die Leute sagten, sie habe den Verstand verloren — und am Abend ging das Mühlengehöft in

flammen auf. Des Müllers Frau siechte seitdem dahin. Nach einem Jahr war sie tot, und der alte Müller, der den Namen behielt, auch nachdem er die Mühle verkauft hatte, versiel sichtlich, daß man meinte, er würde es auch nicht mehr lange machen. Aber die Leute irrten sich; der Alte war zähe. Er versiel wohl äußerlich, seine Haare bleichten, die lange Gestalt krümmte sich, aber die Augen blickten noch klar und scharf nach dem Mühlenhof hinüber, als zählten sie die Steine, die dort zum Neubau verwendet wurden, und jeden Tag machte er einen Strich in einem alten Kalender, der neben seinem Bett lag. Er pflanzte sein Kraut, melkte seine Ziegen, sprach wenig und rauchte viel, bis er den tausendfünfundneunzigsten Strich in seinem Kalender gemacht hatte.

„Jetzt sind die drei Jahre Dienstzeit um, jetzt kommt der Peter zurück“, brummte der Müller vor sich hin. Und Peter kam, ein frischer geschickter Bursche, dem Gesundheit und Kraft aus den Augen blizten. Er meinte, der Vater würde ihm jetzt ein selbständiges Anwesen kaufen, etwa den Masurhof, der ihm unter der Hand angeboten worden war. Das Geld von der Brandentschädigung und dem Mühlenverkauf lag doch da, und Peter war des Alten einziger Sohn.

Aber davon wollte der Alte nichts hören.

„Was kümmert dich das Geld?“ fuhr er den Sohn an, „hast du's etwa erworben? Laß mich zufrieden.“

Später, als er sah, daß der Peter anfing, die Schenken zu besuchen, anstatt zu arbeiten, sagte er:

„Wenn ich erst wissen werde, daß du ein ordentlicher Mensch bist, reden wir von dem Gelde.“

Da nahm der Peter Arbeit in der Ziegelei, und so tief der Groll über des Vaters Eigensinn auch in ihm fraß, am Ende freute es ihn, daß er bald der geschickteste und schnellste Ziegelftreicher war, dem kein anderer es gleichtun konnte, und er dachte dabei: Wartet nur; die Zeit, wo ich zeigen werde, daß ich etwas besseres kann, wird schon kommen!

Mit Fleiß und Geduld wollte er den Alten gewinnen. Da begegnete er der Sefla, und schon nach kurzer Zeit wußte er es: diese sollte sein Weib werden, diese oder keine. Er sprach mit dem Vater davon.

„Heirate sie, du hast ja dein gutes Verdienst“, sagte der Alte, „und eine zweite Stube ist auch im Hause.“

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Gestern Abend noch hatten sie davon gesprochen, und den ganzen Tag hatte es Peter in den Adern gelegen, dumpf und schwer. War's die Hitze, der Ärger über den Vater, die Sehnsucht nach der Sefla oder alles zusammen? Peter wußte es nicht. Er fühlte nur: so ging es nicht weiter.

Und da war die Sefla ihm trotzig begegnet, und plötzlich wußte er, daß es nicht bloß des Vaters Eigensinn, sondern daß es ein anderer Mann war, der zwischen ihm und seinem Glück stand.

Mit zornsprühenden Augen spähte Peter in den Hof hinein. Wenn er dem Müller nur begegnet

wäre! Ein Streit war leicht gefunden, und Peter hätte ihm den Meister gezeigt, dem blonden, schwächlichen Milchbart! Peter lachte ingrimmig in sich hinein. Unmöglich, daß der Schwächling es der Sefla angetan hatte — nein, sicher war es nur sein schöner Hof; der stach ihr in die Augen. Peter hätte sie dafür hassen mögen! Aber in seinem Herzen flammte es heiß auf. „Ich kann doch nicht anders“, murmelte er, „ich kann nicht von ihr lassen!“

Ein Knecht kam und schloß das Thor der Tenne. Langsam schritt Peter entlang der Scheunenmauer mit ihren langen, schmalen Luftöffnungen. Plötzlich blieb er stehen. Warum waren diese Öffnungen nicht, wie es sonst gebräuchlich ist, bis zur halben Höhe mit Ziegeln versetzt, solange doch die Scheune voll war von dem trockenen Zeug, das so leicht Feuer fing? Wenn einer mit der brennenden Pfeife vorüberging, oder wenn einer ein Streichholz achtlos wegwarf, wie leicht konnte ein Unglück geschehen! Man hätte den Müller warnen müssen. Nun ja, das wäre gerade Peters Sache gewesen! Seinethalben mochte doch alles niederbrennen; vielleicht verlor die Sefla dann die Lust, auf den Trümmerhaufen zu ziehen — ha ha, das wäre lustig gewesen, ein Feuer, hoch bis zum Himmel. —

Mit schnellen Schritten ging Peter weiter. Die Dämmerung lag jetzt über der Niederung, aus den Wiesen begannen weiße Nebelstreifen aufzusteigen, und dumpfes, fernes Donnergröllen klang durch den

stillen Abend. Auf der Bank vor dem Auszugshäuschen saß der alte Müller, und die Zigarre, der einzige Luxus, den er sich gestattete, glimmte zwischen seinen Lippen.

„Geh' hinein, die Kartoffeln sind noch warm“, sagte der Alte, als Peter vor ihm stand.

„Was frage ich nach den Kartoffeln“, erwiderte Peter, „aber mir ist's lieb, daß Ihr noch nicht schlaft, Vater, denn ich habe mit Euch zu reden.“

Der Alte nahm die Zigarre zwischen seine Finger, spuckte heftig aus und sagte:

„Fängst du schon wieder an?“

„Ja, und ich werde immer anfangen, denn ich habe es Euch jetzt bewiesen, daß ich kein liederlicher Kerl bin, sondern ein ordentlicher Mensch, dem Ihr 'was anvertrauen könnt.“

Der Alte rauchte ein paar Züge, damit die Zigarre nicht ausging.

„Nun also“, stieß er dazwischen mit rauher Stimme hervor, „so bleibe ein ordentlicher Mensch und nimm die Sefla; ich sag' nicht nein.“

„Vater, die Sefla nimmt den Müller, wenn ich ihr nichts anderes zu bieten habe als meine zwei Fäuste!“

„Dann laß sie laufen; wenn sie so eine ist, taugt sie nichts.“

„Sie taugt aber doch, und ich will sie, sie und keine andere, und — und“ — seine Stimme zitterte in wilder Leidenschaft — „und ich weiß nicht, was

ich tue, Vater, wenn Ihr nicht Einsehen habt, aber etwas geschieht — ich halte das nicht aus!“

Der Alte stand auf. Drinnen im Häuschen schlug die alte Schwarzwälder Uhr die neunte Stunde.

„Geh' zu Bett, schlaf' deinen Rausch aus“, sagte der Alte, „ich will nichts hören!“

„Vater, Ihr werdet's bereuen; Ihr seid schuld, wenn ich etwas schlechtes tue!“ schrie Peter ihm nach. Der Alte war im Hause verschwunden.

Tief aufstöhnend warf Peter sich auf die Bank. Ein Windstoß fuhr gegen das Häuschen; in den Wetterwolken, die sich wie schwarze Fäuste gegen das Mondlicht ballten, leuchtete es auf. Was kümmerte Peter das Gewitter.

„Er tut's nicht, er gibt nichts heraus von dem Geld“, murmelte er, „und die Sefla nimmt den Müller.“ Heiß kochte in ihm das Blut. Mit der geballten Faust schlug er auf die Bank. „Sie taugt nichts, der Vater hat recht!“ Aber dann dachte er an die Sefla, wie sie arbeiten mußte von früh bis Abend, und sie war so jung und so hübsch — sie hätte doch auch ein bißchen Freude vom Leben haben können. Er dachte an die jungen Mädels, die er in seiner Soldatenzeit in der Stadt gesehen hatte; da war keine, die sich mit Sefla messen konnte, aber besser als sie hatten sie es alle! Und ein tiefes Mitleid überkam ihn; er begriff es, daß die Sefla einmal aufatmen, einmal aus der Not herauskommen wollte. Freilich, wenn sie auf ihn wartete — er erschrak. Wie denn,

sollten sie beide auf des Vaters Tod warten? Nein, nein, der alte Mann sollte leben, aber was nützte ihm das Geld, das unselige Geld, das er nicht herausgeben wollte, und von dem doch Peters Glück abhing! Und eine Wut gegen dieses Geld stieg plötzlich in ihm auf, eine Wut gegen dieses leblose Ding, das doch störend in sein Leben eingriff. Und weil sein heißes Herz und sein wildes Blut einen lebendigen Gegenstand für ihren Haß haben mußten, war es, als bekäme das Geld plötzlich ein Gesicht, und das gehörte dem Müller, der auch nur etwas bedeutete, weil er Geld hatte. Peter ballte die Fäuste. Ein greller Blitz zuckte in den Wolken auf. Peter sah starr empor — er wartete. Nach kurzer Zeit grollte der Donner. „Das Gewitter kommt herauf!“

Peter lachte plötzlich. Tolle, wirbelnde Gedanken durchkreuzten seinen Kopf; es war, als habe das Gewitter es ihm angetan, und er müßte all die wilde Qual, die in ihm gärte, austoben.

War es nicht auch bei einem Gewitter gewesen, als die Maruscha — ha ha, der Blitz oder sonst ein zündender Funke — es war alles eins! Er ging vorwärts eiligen Schritts über den Fußweg hin. —

Jetzt Blitz und Donnerschlag, fast gleichzeitig, das Gewitter stand über dem Thal, aber kein erlösender Regen, nach dem doch die Felder lechzten, strömte herab.

Peter stand jetzt hinter der Mühlenscheune. Der Gewittersturm rauschte in den Eichen hinter dem

Hof. Die Wetterfahne auf der Scheune drehte sich freischend.

„Der Teufel ist los heute Nacht, ich kann nichts gegen den Teufel!“ murmelte Peter. „Ich halt's nicht mehr aus, es muß anders werden, alles, alles anders! Und warum ist der Hof schon einmal bei einem Wetter abgebrannt und das Feuer hat uns daraus vertrieben? Ich kann nichts dafür!“

Er wiederholte es: „Ich kann nichts dafür — ich kann nichts dafür“ — und dabei zog er eine Streichholzschachtel aus der Tasche, und, dicht an die Mauer gedrückt, im Schuß vor dem Wind, entzündete er ein Hölzchen. Eine der langen schmalen Luftöffnungen der Scheune lag gerade vor ihm. Er streckte den Arm mit dem brennenden Zündholz aus. —

„Jesus Maria!“ Er fühlte sich zur Seite gedrängt, ein furchtbarer Schlag traf seinen Arm, daß er wie zerschmettert herabsank und das Streichholz auf dem Wege erlosch; und zwischen Peter und der Scheune stand die Sefla, ein Joch mit zwei Wasserkannen über den Schultern — nein, sie trug nur noch eine Kanne, die andere, mit der sie Peters Arm getroffen hatte, lag am Boden, und Peters Blut strömte darüber hin. Er war in die Knie gebrochen, der Schmerz machte ihn einen Augenblick fast sinnlos. Da kniete die Sefla neben ihm.

„Peter, Peter, das Blut, um Gottes willen, ich habe ihn erschlagen!“

Er kam wieder zu sich. Taumelnd richtete er sich auf und lehnte sich an die Mauer.

„Sefla!“ Mehr brachte er nicht heraus. Sie schluchzte laut, aber sie sah jetzt, daß er blutete, und das gab ihr die Überlegung zurück. Sie tauchte ihre Schürze in die eine noch gefüllte Wasserkanne und wickelte sie um den zerschmetterten Arm.

„Verzeih mir, Peter, verzeih mir!“ flehte sie. Er stöhnte vor Schmerz, und doch — es war gut so, gut, daß sein Blut floß wie der Regen, der jetzt endlich herabzuströmen begann.

Aber noch einmal regte sich der Trotz in ihm.

„Geh' zum Müller, gib mich an und sag', daß du den Hof gerettet hast!“ Knirschte er zwischen den Zähnen hervor, die er im wütenden Schmerz zusammengebeissen hatte.

„O Peter, sprich nicht so, ich habe dir den Arm zerschlagen, ich habe dich zum Krüppel gemacht, und jetzt gehöre ich dir, dir, dir, hörst du es? Und dein Geheimnis ist meines auch, und nichts kann uns mehr trennen!“

Sie schmiegte sich an ihn unter dem strömenden Regen, auf den sie beide nicht achteten.

„Ich weiß ja, daß du es nur tun wolltest, weil du mich so sehr lieb hast und sie dich wild gemacht hatten mit ihrem Gerede von dem Müller“, flüsterte sie, „und ich habe auch einmal gedacht, ich könnte ihn nehmen, aber wie ich sah, daß du meinetwegen so ein großes Unrecht tun wolltest, und wie ich dann

dein Blut auf meiner Hand gefühlt habe, da wußte ich es, du und ich, wir gehören zusammen bis in alle Ewigkeit!"

Sie schlug ein Kreuz über sich und über ihn, als habe sie einen Schwur gesprochen. Peter war wirr zu Mute. Der Blutverlust und ein Gefühl von Scham und Glück zugleich verursachten ihm Schwindel. Er neigte den Kopf auf Seflas Schulter, und, auf sie gestützt, fast von ihr getragen, wankte er dem Häuschen zu, in dem sein Vater schlief.

Sefla weckte den Alten. Sie sagte ihm alles mit fester, ruhiger Stimme. „Ihr hättet's besser haben können, Vater“, fügte sie hinzu, „aber keiner kann Euch zwingen, wenn Ihr nicht wollt. Und jetzt werde ich den Schäfer holen, daß er den Peter ordentlich verbindet.“

Sie ging, unbekümmert um Sturm und Wetter, in die Nacht hinaus, und nach einer halben Stunde kehrte sie mit dem Schäfer zurück.

„Ich werde hier bleiben und den Peter pflegen“, sagte sie dann, „und wenn er ein Krüppel bleibt, werde ich für ihn arbeiten.“

Der alte Müller sprach kein Wort mit ihr während der ganzen Nacht, er sah sie nur von der Seite an, wie sie Umschläge um Peters Arm machte. Im Morgengrauen setzte er sich auf die Bank vor dem Hause, rauchte und sah über das dampfende Tal hin, bis die Sonne aufstieg und ihre Strahlen in den Tropfen blitzten, die vom nächtlichen Gewitterregen

her an allen Halmen und Blättern hingen. Dann trat er in die dumpfige Stube zurück, in der die Sefla sich mit übernächtigen Augen über den Peter beugte und seinen Atemzügen lauschte.

„Jetzt schläft er ganz ruhig“, sagte sie leise zu dem Alten. Der nickte. „Ich gehe jetzt zu den Eltern, daß sie wissen, wo ich bleibe“, fuhr sie fort und schickte sich an, die Hütte zu verlassen.

Da nahm der Alte die Zigarre aus dem Mund.

„Du kannst auch gleich hier bleiben“, sagte er, „ich werde das Aufgebot bestellen, und wenn der dort wieder auf den Beinen sein wird, soll Hochzeit sein.“

„Es ist gut“, sagte sie und zog das rote Tuch fester um das Kinn zusammen. Er wartete noch einen Augenblick, ob sie noch ein Wort sagen würde, ein Wort der Bitte etwa wegen des Geldes. Aber sie trat schweigend unter die Tür der Hütte.

„Sefla!“

Sie wandte den Kopf. Der Alte stand hinter ihr, die Zigarre hielt er erloschen zwischen den Fingern.

„Es kann sein“, sagte er langsam, „daß das Blut von meinem Blut, was da auf der verfluchten Stelle geflossen ist, den Fluch getilgt hat. Und du wirst den Peter eher totschiagen, ehe du ihn etwas Schlechtes tun läßt. So eine brauche ich gerade für ihn, damit der Fluch keine Macht über ihn hat. Im Vorbeigehen kannst du dem Masurbauern sagen, ich wollte heute kommen und seinen Hof ansehen. Er würde vielleicht passen für den Peter.“

Er blinzelte die Sefla von der Seite an. Sie wurde sehr rot, aber sie sagte kein Wort des Dankes. Sie nickte nur mit dem Kopf.

„Es ist gut, Vater.“ Dann trat sie hinaus in den frischen Morgen.

Der Alte sah ihr nach.

„Vor der kommt kein Gluch auf“, sagte er vor sich hin. Und anstatt des Bildes der Maruscha, das drohend vor ihm gestanden hatte lange Jahre hindurch, sah er jetzt die jugendkräftige Gestalt der Sefla vor sich, der Sefla als Masurbäuerin mit einem baushaftigen Enkel auf dem Arm. Und zum erstenmal — seit dem Brande des Mühlenhofes — zuckte wieder ein freundliches Lächeln um die eingefallenen Lippen des alten Müllers.



18. —
2/57804/21008

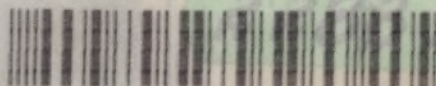


Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

Opole

2288 S



001-002288-00-0

ŁĄSKIE